

Kirche und Diakonie in der Nachbarschaft

Neue Allianzen im ländlichen Raum

Diakonie für
Menschen

Dezember 2016

Inhalt

- 4 **Wir sind Nachbarn. Alle.**
Das Jahresthema 2015/2016
Maria Loheide, Vorstand Sozialpolitik
- 9 **Vorwort**
Genesis und Anliegen der beiden Fachtage
Astrid Giebel, Volker Amrhein, Tobias Rohleder
- 11 **Kirche mit anderen im ländlichen Raum –
Biblische Leitbilder und Theologische Orientie-
rungen**
**Fachtag am 20.04.2016 in der St. Nikolai-Kirche
in Potsdam**
- 12 **Einleitung**
Ulrich Lilie, Präsident der Diakonie Deutschland
- 14 **Geistlicher Impuls**
Markus Dröge
- 16 **Weniger ist anders.**
**Plädoyer für eine veränderte Präsenz in der
Fläche**
Andreas von Maltzahn
- 22 **Die Ortsgemeinde – mit fälligem Einsatz in die
Vernetzung mit der Region**
Jörn Halbe
- 28 **Die neu entdeckten Nachbarn: Was Bürger,
Kommune und Wirtschaft vor Ort bewegen
können**
- 30 **Workshop 1**
**Was bedeuten ‚Kirchliche Erprobungsräume‘
auf dem Land?**
Workshop-Impuls von Andreas von Maltzahn
- 31 **Workshop 1**
**Was bedeuten ‚Kirchliche Erprobungsräume‘
auf dem Land?**
Janet Conrad
- 33 **Workshop 2**
**Fachlich konzeptionelle Theologie einer Kirche
mit Anderen**
Workshop-Impuls von Jörn Halbe
- 35 **Workshop 2**
**Das Volx-Mobil der ‚Sozial-Diakonischen
Arbeit – Evangelische Jugend‘ im Kirchenkreis
Mecklenburg**
Workshop-Impuls von Simone Schnackenberg,
Stefan Lauterbach, Axel W. Markmann
- 38 **Workshop 3**
**Zur Kooperation von Unternehmen, Stiftungen
und Kommunen**
Workshop-Impuls von Rudolf Schmidt
- 40 **Workshop 3**
**Zur Kooperation von Unternehmen, Stiftungen
und Kommunen**
Workshop-Impuls von Christian Peters
- 43 **Neue Kooperationen Kirche und Diakonie
in Norddeutschland**
Kathrin Jütte

Titelbild: Die barocke Dorfkirche im brandenburgischen Lindow, ein Zentrum lebendigen kirchlichen und kulturellen Lebens.

Foto: Barbara-Maria Vahl

- 45 **Ko-Kreation von Gemeinwohl. Kirche und Diakonie als Partner und Gestalter des Wandels im ländlichen Raum. Tagung der Diakonie Deutschland am 18./19.02.2016 im Kloster Haydau/Morschen**
- 46 **Einleitung und Begrüßung**
Peter Bartmann
- 48 **Geleitwort**
Georg Hofmeister
- 49 **Andacht zur Eröffnung zu Lukas 5, 17–26**
Annegret Zander
- 52 **Soziale Orte als neues Konzept der Daseinsvorsorge**
Claudia Neu
- 56 **Gemeinwesenorientierung und Wohlfahrtsverbände in ländlichen Räumen**
Stephan Beetz
- 59 **Altern im ländlichem Raum**
Bernd Klotz
- 61 **Engagement mit Methode – Gemeinwesenorientierte Senioren- und Generationenarbeit**
Gerrit Heetderks
- 66 **Einführungstext Gesprächsrunde Netzwerkarbeit vor Ort**
Volker Amrhein
- 67 **Fachstelle Zukunft Alter**
Martin Polenz
- 68 **Einführungstext Charta der kommunalen Solidarität**
Volker Amrhein
- 69 **Charta der kommunalen Solidarität Duderstadt, Gieboldehausen, Radolfshausen – Kirche und Politik Hand in Hand**
Regina Meyer
- 71 **Kulturelle Teilhabe selbst organisieren**
Andreas Wiesner
- 76 **Einführungstext Lokale Selbstorganisation durch multifunktionale Dorfzentren**
Volker Amrhein
- 77 **Lokale Selbstorganisation durch multifunktionale Dorfzentren**
Christian Klems, DORV-Zentrum, Jülich-Barmen
- 79 **Podiumsdiskussion „Kommunen im Fokus der Pflege“ – Zu Risiken und Nebenwirkungen gemeinsamer Verantwortung**
Volker Amrhein
- 80 **Lokale Seniorenpolitik vor großen Herausforderungen**
Jens-Peter Kruse
- 82 **Notizen**
- 83 **Impressum**

Wir sind Nachbarn. Alle. Das Jahresthema 2015/2016

Maria Loheide, Vorstand Sozialpolitik

Von der Nachbarschaft zur Sozialraumorientierung

„Kirche und Diakonie in der Nachbarschaft – Neue Allianzen im ländlichen Raum“ wirft ein Schlaglicht auf die besonderen Herausforderungen gelingender Nachbarschaft im ländlichen Raum. Mit dem Jahresthema „Wir sind Nachbarn. Alle – Für mehr Verantwortung miteinander“ wollen Diakonie und Kirche den Blick darauf lenken, wie ein gelingendes Miteinander aussehen kann: Im Mietshaus, im Wohnviertel, im Stadtteil – aber eben auch in ländlichen Regionen, im Dorf, im Weiler, in der Bauerschaft. Wie kann man das Zusammenleben so gestalten, dass sich die Menschen gegenseitig unterstützen und einander hilfreich sind? Welche Rolle können dabei Kirchengemeinden und diakonische Dienste spielen? Das Schlüsselwort heißt Sozialraumorientierung.

Was steckt hinter der Initiative „Wir sind Nachbarn. Alle“ der Diakonie Deutschland?

Wenn die Diakonie Deutschland sich dem Thema Nachbarschaft zuwendet und sich mit Sozialraumorientierung beschäftigt, tut sie das zunächst im Blick auf die nachbarschaftliche Allianz und Verzahnung der Sozialen Arbeit diakonischer Dienste und Einrichtungen mit der Arbeit und dem Engagement von Kirchengemeinden. Im Weiteren ist jedoch zu fragen: Wie arbeiten diakonische Einrichtungen und Kirchengemeinden mit den anderen Anbietern sozialer Dienstleistungen in der Nachbarschaft erfolgreich zusammen? Wie gelingt es, die Bürgerinnen und Bürger zu beteiligen? Wie kann die Zusammenarbeit von Kirche und Diakonie mit Initiativen und Vereinen, mit Verwaltung, Kindertagesstätten und Schulen nachbarschaftliches Zusammenleben fördern? Und welche Rolle könnte die lokale Wirtschaft spielen? Diesen Fragen geht die Diakonie Deutschland mit dem aktuellen Jahresthema „Wir sind Nachbarn. Alle – Für mehr Verantwortung miteinander“ nach. Sie knüpft damit nahtlos an ihr voriges Jahresthema „Inklusion verwirklichen!“ an, mit dem sie sich für Menschen

mit Behinderung und eine barrierefreie Gesellschaft stark machte. Gemeinsam mit den evangelischen Kirchen fördert die Diakonie Nachbarschaften und Bündnisse Sozialer Arbeit im sozialen Raum, will mit den Menschen vor Ort die Lebensqualität im Umfeld verbessern und zu einer inklusiven Gesellschaft beitragen. Der Blick richtet sich dabei auf das Wohnumfeld von Menschen. Im Fachjargon spricht man von Gemeinwesenarbeit und Sozialraumorientierung, die in Deutschland bereits seit den 1970er Jahren diskutiert wird. Engagierte Personen, insbesondere aus evangelischen und katholischen Kirchengemeinden, haben diese Diskussion damals angestoßen und die Entwicklung von Gemeinwesenarbeit befördert. Mit dem Jahresthema der Diakonie Deutschland „Wir sind Nachbarn. Alle“ soll die Umsetzung des Konzeptes der Sozialraumorientierung durch die Diakonie gemeinsam mit den Kirchen gefördert werden.

Warum sind Nachbarschaften wichtig?

Nachbarschaften gibt es in großen und kleinen Zusammenhängen. Wir sprechen von unseren europäischen Nachbarn oder von Städten und Gemeinden, denen wir uns ebenfalls nachbarschaftlich verbunden fühlen. Die Initiative „Wir sind Nachbarn. Alle“ konkretisiert sich dagegen in der Nachbarschaft im Wohngebiet. Hier geht es um die Menschen, die im direkten Umfeld leben, egal ob in der Stadt, im Kiez, im Quartier, in Dorf, Weiler oder Bauerschaft.

Die solidarische Nachbarschaft scheint vielerorts, vor allen in den Städten, eine Renaissance zu erleben. Menschen werden aktiv, um mit anderen, die sie vorher vielleicht noch nicht einmal kannten, zu gärtnern, zu feiern, Bäume zu pflanzen und sich gegenseitig im Alltag zu helfen. Alle Altersgruppen engagieren sich gemeinsam. Jeder Mensch hat Nachbarn. Mit den einen ist der Austausch intensiv, mit den anderen unverbindlich. Nachbarschaften sind nicht immer harmonisch, sie können auch anstrengen, und Streitigkeiten landen nicht selten vor Gericht. Ganz unterschiedliche Menschen, Lebensformen, Alter, Sprachen müssen sich miteinander arrangieren.

Manche Menschen kommen allein zurecht, andere brauchen Unterstützung. Es gibt Menschen, die leben zurückgezogen und wollen keinen Kontakt. Andere engagieren sich in hohem Maße für die, die um sie herum wohnen. Beeindruckend erleben wir aktuell das große nachbarschaftliche Engagement für die Menschen, die als Flüchtlinge zu uns kommen und in Aufnahmeeinrichtungen oder Wohnungen in unserer Nachbarschaft leben. Heute, da Familienmitglieder oft fern voneinander wohnen, sind nachbarschaftliche Bindungen wichtiger denn je. Das unmittelbare Lebensumfeld ist eine bedeutende Ressource schneller Unterstützung und Hilfe. Wohnprojekte, Initiativen zur Verbesserung der Lebensqualität, gegenseitige Unterstützung und Solidarität machen Nachbarschaft zu einer Ressource, von der jeder einzelne Mensch profitieren kann. Nachbarn sind alle Menschen, die unsere Nächsten sind, nicht nur die wenigen Häuser um uns herum.

Das Fachkonzept „Sozialraumorientierung“

Zusätzlich zur Einladung an alle Menschen, das Zusammenleben in der Nachbarschaft in die eigenen Hände zu nehmen, geht es der Diakonie Deutschland auch darum, dass Orte, Angebote und Konzepte für Menschen, die Förderung, Unterstützung und Hilfe benötigen weiterentwickelt werden. Viele Städte, Gemeinden und Träger der Sozialen Arbeit orientieren sich mittlerweile am Fachkonzept der Sozialraumorientierung und machen dieses zur Grundlage für ihre Angebote im Bereich der Jugend-, Sozial-, Behinderten- und Altenhilfe oder der Arbeitsintegration. Zugleich dient es ihnen als Anregung, diese Angebote weiterzuentwickeln. Im Konzept der Sozialraumorientierung geht es unter anderem darum, dass Lebensräume und -welten nicht „von oben“ gestaltet werden, sondern mit den Menschen vor Ort. Das Ziel ist, dass jede und jeder in die Lage versetzt wird, auch in prekären Lebenssituationen im jeweils individuellen Rahmen selbstbestimmt zu leben und sich zu beteiligen. Grundlage der sozialraumorientierten Arbeit sind fünf Prinzipien:

Die fünf Prinzipien der Sozialraumorientierung

1. Orientierung an dem Willen der Menschen

Fachkräfte glauben manchmal schnell zu wissen, was gut für den anderen ist. Das korrespondiert durchaus mit den Wünschen vieler Menschen. Es ist ja auch schön, wenn jemand kommt und dazu beiträgt, die eigene Situation zu verbessern. Entscheidend für Veränderung ist jedoch der Wille der Men-

schen, selbst etwas zu verändern. Hier setzt die Sozialraumorientierung an. Sie steht für eine zeitgemäße Form sozialer Arbeit. Diese geht weg von der Haltung „Ich weiß, was für dich gut ist, und das tun wir jetzt!“ und nimmt eine andere ein: „Dein Wille wird ernst genommen. Wir begleiten und unterstützen dich fachlich kompetent und berücksichtigen dabei alle Ressourcen; persönliche sowie sozialräumliche.“

2. Unterstützung von Eigeninitiative und Selbsthilfe

In der Sozialraumorientierung geht es darum, Selbsthilfekräfte und Eigeninitiative zu fördern und den Menschen in einer Haltung zu begegnen, die ihnen Verantwortung für die Bewältigung ihrer Lebenssituation zumutet und ihnen zutraut, diese zu übernehmen. Selbstverständlich mit (staatlicher) Unterstützung, soweit sie diese benötigen. Nach sozialräumlichen Standards müssen auf der Grundlage des Willens eines Menschen gemeinsam Pläne entwickelt werden, wie die Ziele mit Unterstützung aller Beteiligten erreicht werden können.

3. Die Ressourcen stehen im Mittelpunkt

Sozialraumorientierte Arbeit richtet ihren Blick immer auf die Stärken von Menschen, auf ihre Potenziale und Kompetenzen. Jeder Mensch verfügt über Fähigkeiten, die er für seine eigene Entwicklung sowie zum Nutzen im Sozialraum einbringen kann. Damit verbunden sind neue Erfahrungen von Stärke, Wertschätzung und vielleicht sogar von Freude. Daneben gibt es in jedem Sozialraum „Ressourcen“, die für die Gestaltung und Unterstützung von Menschen und Nachbarschaften wahrlich Schätze sind. Das kann der Postbote genauso sein wie die Kassiererin im Dorfladen, das Familienzentrum oder die Kirchengemeinde, der Gastwirt oder die freiwillige Feuerwehr.

4. Aktivitäten sind immer zielgruppen- und bereichsübergreifend angelegt

Bei der sozialräumlichen Betrachtung geht es um alle Menschen eines Wohngebietes. Es wird nicht nach einzelnen Zielgruppen, Konfessionen, Nationalitäten, Generationen differenziert.

5. Kooperationen und Koordination

Sozialraumorientiertes Arbeiten verbietet die enge Sicht auf Zuständigkeiten von Institutionen. Stattdessen werden Netzwerke geknüpft. Der Blick reicht über den engen sozialen Bereich hinaus. Das bedeutet, dass sich bei einem Projekt

die relevanten Bereiche des Stadtteils oder des Dorflebens beteiligen – lokale Unternehmen, kommunale Ämter, Sport- und Kulturvereine, Schulen und Religionsgemeinschaften. Das Konzept lebt von der Bereitschaft, dass alle Akteure kooperieren und angeregt werden, sich im Wohnumfeld zu vernetzen.

Die besondere Situation im ländlichen Raum

Im Zusammenhang mit dem ländlichen Raum, vor allen Dingen in strukturschwachen Regionen, ist das Potenzial an Menschlichkeit, an Hilfsbereitschaft, an Solidarität und an Sorge, das in unserer Gesellschaft vorhanden ist, eine wichtige Ressource. „Neue Allianzen im ländlichen Raum“ sind auf diese Ressource angewiesen. Kirche und Diakonie sind nicht die einzigen, aber erprobte Orte, an denen diese Ressource immer wieder neu zur Verfügung gestellt wird.

Diakonie und Kirchengemeinden sind Partnerinnen, die Engagement für andere ermöglichen und die dieses Engagement in einen sinnstiftenden Zusammenhang stellen. Das ist ein Befund, der auch durch die Generali Altersstudie¹ belegt wird. Dort erscheinen Diakonie und Kirchengemeinden unter allen genannten Handlungsfeldern für das Engagement Freiwilliger an erster Stelle. Diakonie und Kirche prägen schon immer und noch immer die Nachbarschaft.

Von wirkungsmächtigen Veränderungsprozessen

Die Frage, wie Kirche und Diakonie im ländlichen Raum für die Zukunft aufgestellt sind und welches Potenzial sie haben, wird ganz erheblich von gesamtgesellschaftlichen Veränderungen beeinflusst. Was die Zukunft der ländlichen Räume betrifft, haben wir es mit wirkungsmächtigen Veränderungsprozessen zu tun, die weit in die Zukunft tragen und die unter dem Begriff „Megatrend“ bekannt sind.

Für die Zukunftsforschung sind Megatrends übergreifende Veränderungen mit folgenden Merkmalen:

- Sie sind von Dauer – die Veränderung existiert mindestens zwei Jahrzehnte.

- Sie sind allgegenwärtig – das heißt, die Veränderung wirkt in so gut wie allen Lebensbereichen.
- Sie sind universal – die Veränderung weist trotz regionaler Unterschiede einen weitgehend globalen Charakter auf.
- Und schließlich: Sie sind robust – die Veränderung übersteht auch vorübergehende Rückschläge.

Das Thema sozialer ländlicher Raum wird genau deshalb zu einem Dreh- und Angelpunkt gesellschaftlicher Entwicklung, weil in ihm (mindestens) zwei solcher Megatrends wirksam werden: der demographische Wandel und die Veränderung gesellschaftlicher Leitbilder und Werte, wie sie etwa im Wandel der traditionellen Familienstrukturen erkennbar wird. Gegenwärtig werden noch über zwei Drittel pflegebedürftiger Menschen von ihren Angehörigen versorgt. Es ist jedoch zu erwarten, dass dieser Anteil in Zukunft deutlich sinken wird. Dafür verantwortlich sind der Strukturwandel der Familie, die geringere Zahl eigener Kinder, aber auch die stärkere berufliche Einbindung der Frauen, die gegenwärtig noch weit größere Belastungen für die Betreuung und Versorgung innerhalb der Familie schultern als die (Ehe-) Männer. Insbesondere auf dem Lande wirken sich diese Veränderungen erheblich aus, da sie mit einer Entvölkerung ganzer Regionen aufgrund von Wegzug in die Ballungsräume wegen fehlender Arbeitsplätze und eher städtischer Orientierung der Menschen einhergehen.

Es bleibt also viel zu tun, um die Situation der sozialen Arbeit gerade auf dem Lande zu verbessern. Klar ist, die professionelle beziehungsweise die institutionelle Pflege beispielsweise älterer Menschen in ländlichen Regionen ist schwierig. Die Regelungen der Sozialgesetzbücher berücksichtigen die Besonderheiten dünn besiedelter ländlicher Regionen nur unzureichend. Das gemeinsame Problem dieser Leistungsangebote im ländlichen Raum ist eine strukturbedingte geringe Nachfrage. Entweder sind die täglichen Wege zu weit oder im Einzugsgebiet wohnen schlicht zu wenig Menschen, als dass sich die Eröffnung beispielsweise einer stationären Altenhilfe-einrichtung oder einer Tagespflegeeinrichtung wirtschaftlich rechnen würde. Die Situation der sozialen Dienstleistungen auf dem Land müssen sozialpolitisch verstärkt in den Blick genommen und die Rahmenbedingungen verbessert werden. Gleichzeitig müssen aber auch Strategien, Konzepte und Organisationsentwicklungen der Träger und Dienste weiterentwickelt werden.

1 <https://altersstudie.generalideutschland.de/>

Theorie und Praxis

Sozialraumorientierung bietet hier einen Lösungsansatz, der in der Bündelung der Angebote liegt. Angebote im Sozialraum müssen sich in Zukunft deutlich stärker, auch trägerübergreifend, vernetzen, miteinander kooperieren oder gar miteinander verschmelzen. Verbundlösungen, das heißt mehrere Angebote unter einer Leitung, wie zum Beispiel eine stationäre Altenpflegeeinrichtung und eine Tagespflege, eine Kindertageseinrichtung und Beratungsstelle sind eine Möglichkeit. Die Mitarbeitenden können sich gegenseitig unterstützen und auf gemeinsame Ressourcen zurückgreifen. Auf diese Weise wären

überzeugt, „Sozialraumprofis“, Quartiersmanager“ und „Gemeinwesenarbeiterinnen“ gewonnen werden, und auch die Finanzierung insbesondere der notwendigen Infrastruktur muss gesichert sein. Hilfeleistungen beziehen sich in der Regel auf den einzelnen Menschen mit Behinderung, auf das Kind und den Jugendlichen oder den alten Menschen. Sie haben einen individuellen Bedarf und Leistungsanspruch. Erst langsam wird von Kommunen, Politik und Gesetzgebung erkannt, dass die sozialräumliche Arbeit, die eigene Ressourcen und Mitarbeitende benötigt, präventiv wirkt und für diese Zielgruppe wie für alle Menschen ein Gewinn ist und dass deshalb gesetzliche Rahmenbedingungen und Finanzierungen erforderlich sind.



Der „WirSindNachbarnAlle“-Ballon zum gleichnamigen Jahresthema der Diakonie vor dem Bundeskongress Kommunikation in Kassel.
Foto: Anieke Becker

schon kleinere Einheiten wirtschaftlich tragfähig. Dafür braucht es aber die Unterstützung von Politik und Verwaltung.

So hochgelobt das Fachkonzept Sozialraumorientierung ist, so stößt die Umsetzung in der Praxis doch immer wieder an Grenzen. Von dem Ansatz müssen alle notwendigen Akteure

Gute Partner: Diakonie und Kirchen

Diakonie ist mit ihren Diensten und Einrichtungen dort, wo Menschen Unterstützung, Begleitung und Hilfe brauchen. Gemeinsam mit den Kirchengemeinden kann die Diakonie ein Motor für die Vernetzung in der Nachbarschaft sein. Während

die Diakonie die Bedürfnisse und Lebenslagen der Menschen kennt, hat die Kirchengemeinde alles, was es braucht, um Menschen zu aktivieren: engagierte Mitglieder, Räume und Ressourcen. Bevor eine Kirche und ein Gemeindehaus auf dem Lande aufgegeben wird, sollte geprüft werden, welchen Nutzen sie für sozialräumliches, vernetztes Arbeiten bieten.

Die Diakonie übernimmt soziale und kulturelle Verantwortung und wird so zur Mitgestalterin des Sozialraums. Dies entspricht ihrem kirchlichen Auftrag, die Menschenfreundlichkeit Gottes durch Wort und Tat zu verkünden. Diese praktische Nächstenliebe umzusetzen ist Aufgabe der professionellen Dienstleistungen.

Die Diakonie Deutschland, der evangelische Bundesverband unterstützt – insbesondere im Rahmen ihres Jahresthemas „Wir sind Nachbarn. Alle“ – auf verschiedenen Ebenen die diakonischen Träger und Einrichtungen, ebenso wie die Landeskirchen und Kirchengemeinden mit Veranstaltungen, mit Veröffentlichungen. Oder aber auch durch die Begleitung und Beratung von fünf Modellregionen, in denen diakonische Initiativen und Kirchengemeinden sich vernetzen und eine leben-

dige Nachbarschaft fördern. Wir stellen Beispiele guter Praxis, die vielen guten Nachbarschaftsprojekte und Initiativen von Kirche und Diakonie auf unserer Homepage vor und werben dafür, dass sich viele Mitstreiterinnen und Mitstreiter in Gemeinden und Diakonie finden, die sich anstecken lassen, Bündnisse schmieden und gute Ideen mit anderen teilen.

Menschen verbessern vielerorts gemeinsam Lebensqualität in ihrem Umfeld. Sie vernetzen sich und schaffen ein Bündnis sozialer Arbeit im sozialen Raum. Die Diakonie und die evangelischen Kirchen initiieren diese Bündnisse, vernetzen sich miteinander sowie mit anderen und tragen zu einer inklusiven, teilhabeorientierten Gesellschaft bei.

Links:

- wirsindnachbarn-alle.de (#wirsindnachbarnalle ist eine Plattform der Diakonie; hier kann jeder Projekte veröffentlichen, die mit Nachbarschaft und Sozialraum zu tun haben)
- gemeinwesendiakonie.de
- kirche-findet-stadt.de
- diakonie.de/media/Texte-2007-09-Konzeptionelle-Eckpunkte.pdf



Maria Loheide ist Vorstand Sozialpolitik der Diakonie Deutschland und begleitet seit vielen Jahren die sozialräumliche Neuausrichtung von Diakonischen Einrichtungen und Diensten. Im Bundesverband und in Zusammenarbeit mit den Landesverbänden vertritt sie die damit verbundenen sozialpolitischen Forderungen und beschäftigt sich mit den zentralen Fragen der Umsetzung des Konzeptes Sozialraumorientierung.

Vorwort

Genesis und Anliegen der beiden Fachtage

Astrid Giebel, Volker Amrhein, Tobias Rohleder

Die Sozialraumorientierung und gemeinwesendiakonische Praxis weiten und verändern den Blick auf Soziale Arbeit. Sie werden sich nur dann durchsetzen, wenn das neue Zusammenspiel der gesellschaftlichen Gruppen, die hier zu einem gemeinsamen und partnerschaftlichen Handeln finden wollen, gelingt. Das ist nicht selbstverständlich, sondern voraussetzungsvoll und vor allem ein herausfordernder Lernprozess. Die Bedingungen und Voraussetzungen in ländlichen Regionen unterscheiden sich dabei deutlich von städtischen oder kleinstädtischen Milieus und bedürfen einer genaueren Betrachtung und Analyse.

Mit zwei Fachtagen widmete sich die Diakonie Deutschland 2016 dieser Aufgabe:

- Gemeinsam mit kirchlich-diakonischen Partnern und gefördert durch die Akademie der Versicherten im Raum der Kirchen und das Kuratorium Deutsche Altershilfe fand im Februar im Kloster Haydau die Veranstaltung „Ko-Kreation von Gemeinwohl – Diakonie und Kirche als Gestalter des Wandels im ländlichen Raum“ statt. Dort wurden Erfahrungen in der Partnerschaft mit Kommunen vorgestellt, Rahmenbedingungen für konzertierte Aktionen ausgeleuchtet und vielfältige Wechselwirkungen in Kooperation mit Wirtschaft, Bildungseinrichtungen und intermediären Akteuren dargestellt.
- Der Potsdamer Fachtage „Kirche mit Anderen im ländlichen Raum“ verdankte sich der Initiative von Diakoniepräsident Ulrich Lilie. Sein Anliegen, den Ansatz der Sozialraumorientierung auch künftig strukturell in kirchlich-diakonischer Arbeit zu verankern, wird von der Nordkirche und der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz geteilt. Beide brachten als Kooperationspartnerinnen des Tages konzeptionelle Impulse und theologische Grundlegungen ein.

Die Ergebnisse, die wir im hier vorliegenden Diakonie Text 05.2016 dokumentieren, beziehen sich darüber hinaus auf zwei gesellschaftliche Entwicklungen, die seit längerem wirk-

sam sind und zeitgleich verlaufen: Der demographische Wandel und der damit einhergehende Strukturwandel im ländlichen Raum. Die materiellen Wirkungen dieser Prozesse zeigen sich bereits deutlich in den am stärksten von Abwanderung betroffenen Gebieten. Sie leiten damit mancherorts einen Bewusstseinswandel ein, der auch in prosperierenden Kommunen erkennbar wird und ganz allgemein die lokalen Kräfte zur Zusammenarbeit motiviert.

Schrumpfung und mit ihr verbundene infrastrukturelle Engpässe und Kostensteigerungen erschweren die Gewährleistung der grundgesetzlich verbürgten „Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse“. Mit der Sicherung kommunaler Daseinsvorsorge, der Aufrechterhaltung von Mobilität, Pflege und Betreuung sehen sich die Kommunen wie die Menschen vor Ort einer Gemengelage gegenüber, die anzugehen es Mut und Zuversicht braucht. Aber mit den Veränderungen auf dem Lande sind auch Hoffnungen verbunden: nicht zuletzt die Erwartung, in schrumpfenden Regionen könnten Zukunftsentwürfe für die Postwachstumsgesellschaft erfunden werden. Dem gelingenden Zusammenspiel von politisch-administrativer Kommune und Zivilgesellschaft kommt deshalb eine große Bedeutung zu. Kirche und Diakonie sind hierfür natürliche Partner. Von ihrer sozialen, fachlichen und seelsorglichen Kompetenz profitieren Gemeinwesen und Sozialraum.

Dabei geht es nicht vordergründig um funktionierende Sicherungsleistungen und Vorsorgesysteme, sondern um den Aufbau einer Gemeinwesenarbeit, Quartiers- und Gemeindeentwicklung, die – unter Entwicklung von Erprobungsräumen und Überwindung von Milieuerengungen – Betroffene zu Verbündeten macht. Diesen Aufgaben widmen sich bundesweit inzwischen auch zahlreiche Akteure und potenzielle Partner im ländlichen Raum. Netzwerke lebendiger Dörfer, Bürgervereine, Seniorengenossenschaften und vieles andere mehr zeugen von einer Aufbruchsstimmung, mit der speziell kommunikative Prozesse ins Zentrum dörflicher Entwicklung rücken. Durch Aushandlung gemeinsamer Leitbilder und Profile schaffen sie sich Voraussetzungen für ein ko-kreatives, auf Vertrauen gründendes Miteinander.

Mit dem Projekt „Alt werden im ländlichen Raum“ beteiligt sich die Diakonie Deutschland an diesen Diskursen und will durch Partnerschaften, Gremienarbeit und interdisziplinären Schulterschluss die Tür zu neuen Bündnissen öffnen.

Das Themenfeld fügt sich mit seinem Schwerpunkt der ländlichen Quartiers- und Dorfentwicklung in die Maßnahmen und Veranstaltungen des Jahresthemas „Wir sind Nachbarn. Alle.“

Einen ganz herzlichen Dank schulden wir unseren Kooperationspartnerinnen und -partnern und Förderern, die durch gemeinsame Konzeptionierung und Planung der Veranstaltungen, die Unterstützung mit eigenen Fördermitteln und die direkte Beteiligung an den Fachtagen selbst zu deren Gelingen in hohem Maße beigetragen haben.



Astrid Giebel, Dr. theol., Pastorin und Dipl. Diakoniewissenschaftlerin, seit 2007 Theologin im Vorstandsbüro der Diakonie Deutschland – Evangelischer Bundesverband im Evangelischen Werk für Diakonie und Entwicklung e. V.



Volker Amrhein studierte Theater und Philosophie, leitete von 1997–2014 die bundesweite Servicestelle „Projektbüro Dialog der Generationen“ und verantwortet seit zwei Jahren das Projekt „Alt werden im ländlichen Raum“ der Diakonie Deutschland.



Tobias Rohleder koordiniert das Jahresthema der Diakonie Deutschland „Wir sind Nachbarn. Alle – Für mehr Verantwortung miteinander.“ Die Initiative der Diakonie und der evangelischen Kirchen wirft ein Schlaglicht auf Sozialraumorientierung, Gemeinwesenarbeit, Nachbarschaftshilfe, Gemeinwesendiakonie, Quartiersarbeit, Community Organizing und vieles mehr.

Kirche mit anderen im ländlichen Raum – Biblische Leitbilder und Theologische Orientierungen

Fachtag am 20.04.2016 in der St. Nikolai-Kirche in Potsdam



St. Nikolai in Potsdam

Foto: Daniel Naber

Einleitung

Ulrich Lilie, Präsident der Diakonie Deutschland

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Schwestern und Brüder,

es freut mich sehr, dass Sie der Einladung zu unserem Fachtag „Kirche mit Anderen im ländlichen Raum – Biblische Leitbilder, theologische Orientierungen“ gefolgt sind.

Der Fachtag ist als Experten- und Strategiegespräch angelegt und soll der kirchlich-diakonisch-politischen Verständigung und weiterer Perspektiventwicklung zur Gemeinwesenorientierung im ländlichen Raum dienen.

Ich freue mich, dass unsere Runde heute hochkarätig besetzt und ganz im Sinne des Gedankens der Vernetzung unterschiedlicher Akteure breit aufgestellt ist, denn es sind sowohl Kirchen als auch Ministerien, Verbände wie diakonische Unternehmen vertreten.

Kirche und Diakonie entwickeln seit über zehn Jahren Konzepte, die sich auf den Sozialraum beziehen. Dabei nehmen sie theologische Ansätze einer „Kirche mit Anderen“ auf, die Dietrich Bonhoeffer 1944 in der Haft in Tegel verfasst hat. Ich zitiere aus dem Entwurf Bonhoeffers: „Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist. [...] Sie muss an den weltlichen Aufgaben des menschlichen Gemeinschaftslebens teilnehmen, nicht herrschend, sondern helfend und dienend. Sie muss den Menschen aller Berufe sagen, was ein Leben mit Christus ist, was es heißt, „für andere da zu sein“. [...] Sie wird von Maß, Echtheit, Vertrauen, Treue, Stetigkeit, Geduld, Zucht und Demut, Bescheidenheit, Genügsamkeit sprechen müssen.“¹

Verantwortung und Stellvertretung – das waren zentrale Themen von Bonhoeffers Leben – und ebenso auch die Themen seiner Theologie. Das Dasein für andere war prägender Gedanke seines Kirchenverständnisses war.

¹ Bonhoeffer, Dietrich, Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, DBW 8, Gütersloh 1988, 560.

Bonhoeffer blieb mit seiner Bezeichnung „Kirche für andere“ ein Kind seiner Zeit. Die Wechselseitigkeit, in der Menschen ihr Leben führen und in der auch Kirche agiert, tritt in dieser Formulierung stark in den Hintergrund. Nach Ansicht Bonhoeffers ist Kirche nur dann Kirche, wenn sie in die Gesellschaft hineinwirkt und diese gestaltet.

Ihr Dasein für andere meint nicht eine paternalistische Bevormundung von vermeintlich Starken für vermeintlich Schwache. Ich zitiere noch einmal Bonhoeffer „Nicht nur die Schwachen brauchen die Starken, sondern die Starken können auch nicht ohne die Schwachen sein.“² Kirche bildet dabei kein externes Gegenüber, sondern ist Teil eines Netzwerkes von Akteuren. Genau das meint der Begriff „Kirche mit anderen“, den wir für unser heutiges Fachgespräch gewählt haben.



Blick auf Jugenheim.

Foto: Eva Giovannini

„Kirche mit Anderen im ländlichen Raum“ knüpft an alte Qualitäten wie sich umeinander sorgende, füreinander verantwortliche Nachbarschaften an. Im ländlichen Raum bedeutet dies, die Akteure im Raum zu vernetzen. Kompetenzen und Lösungsansätze zu bündeln, die bereits vorhanden sind.

² Bonhoeffer, Dietrich, Gemeinsames Leben/Das Gebetbuch der Bibel, hg. von Müller, Gerhard Ludwig/Schönherr, Albrecht, DBW 5, Gütersloh 1993, 80.

Damit vollzieht sich ein Paradigmenwechsel: Kirche wird intermediär. Sie stellt Raum und Ressourcen zur Verfügung. Ehemalige Leer-Räume werden so zu Orten der Kommunikation.

Dieses gemeinsame Engagement für lebensdienliche Sozialräume gewinnt auch angesichts zunehmender Migration und der Jahrhundertherausforderung Integration an Bedeutung.

Ich wünsche der heutigen Veranstaltung, dass sie dazu beiträgt, den Gedanken der Sozialraumorientierung weiter struk-

turell als Aufgabe kirchlich-diakonischer Arbeit zu verankern. Ich freue mich, dass die Nordkirche und die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz diese Herausforderung mit aufnehmen und diesen Tag als Kooperationspartnerinnen mit veranstalten.

Ich bin mir sicher, dass das Eintreten für das Zusammenleben der Verschiedenen beste Werbung für eine Kirche ist, die sich für und mit anderen in Dienst nehmen lässt.



Ulrich Lilie, Pfarrer, ist Präsident der Diakonie Deutschland – Evangelischer Bundesverband im Evangelischen Werk für Diakonie und Entwicklung e.V.

Geistlicher Impuls

Markus Dröge

Ansprache zum Wochenspruch Jubilate 2. Kor 5,17
„Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur;
das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden.“

Mit dem Wochenspruch aus dem 2. Korintherbrief grüße ich Sie am Beginn dieser Tagung. In diesem Vers lenkt Paulus unseren Blick noch einmal auf das Ostergeschehen, das die Welt verwandelt hat. Neues ist geworden in Jesus Christus. In dieses lebensstiftende Geheimnis der Auferstehung stellen wir uns am Beginn dieser Tagung hinein. Dieser Wochenspruch ist verbunden mit dem vergangenen Sonntag Jubilate. „Jauchzet dem Herrn alle Welt“ oder in einer anderen Übersetzung: „Jubelt Gott zu, all ihr Menschen auf der Erde“ – so heißt es im dazugehörigen Psalm 66. Die Texte des Sonntags singen das Lob der Schöpfung: „... und siehe, es war sehr gut!“

Im Wochenspruch wird diese sehr gute Schöpfung zu einer neuen Schöpfung, zu einer neuen Kreatur. Creare, da steckt das göttliche Schöpfungshandeln schon im lateinischen Wort.

Der Sonntag Jubilate stimmt das überschwängliche Lob des Neuen an. Das Alte ist vergangen. Ganz bewusst akzentuiere ich diesen Aspekt, ganz bewusst auch angesichts unseres Themas, mit dem wir uns auf dieser Tagung beschäftigen:

„Die Zukunft der Kirche in ländlichen Räumen“.

Und ganz bewusst auch spannungsvoll: Denn das „Lob des Neuen“ – das hat es heute oftmals schwer. Mit Vorbehalten werden die Zukunftspapiere und Strukturveränderungsprozesse beäugt. Das ist zum Teil auch nachvollziehbar. Es gab eine Zeit, da wurden die Gemeinden von oben her überzogen mit Anforderungen und Strukturveränderungen, die zu leisten seien. Mit Masterplänen und guten Ideen für die Veränderung der Kirche als Ganzer. Aber die Gemeinden, die Basis selbst wurde oft nicht genug mitgenommen. Das führte zu einer Hermeneutik des Verdachts, sobald wieder etwas Neues kam oder ausprobiert werden sollte. Das „Lob des Neuen“ wurde dann eher zu einer Klage der Überlastung; zu

einem Gefühl, nicht zu genügen und nicht richtig zu arbeiten; und es führte manchmal auch zum Gegenteil: zu einem Lob des Alten. Alles, wie bisher, solange es eben noch geht.

Ich glaube an dieser Stelle haben die Landeskirchen, die Einrichtungen und die verschiedenen Ebenen der Kirche viel dazugelernt. Für meine Landeskirche kann ich das zumindest ganz klar sagen, dass die Zeit der Masterpläne vorbei ist, wenn es sie denn je gegeben hat. Im Blick sind zunehmend die Regionen, die Kirchenkreise, die Pfarrsprengel und Erprobungsräume in ihrer je eigenen Kompetenz und Selbstverantwortung.



Türme der Klosterkirche in Neuruppin an einem Sommertag. Die Kirche ist ein lebendiger Treffpunkt für Gottesdienste, Konzerte und Ausstellungen.
Foto: Barbara-Maria Vahl

Diese Themen sind hochaktuell. Gerade gestern habe ich Ansbach den Hauptvortrag zum Thema „Zukunft der Kirche in ländlichen Räumen“ auf der Bayerischen Landessynode gehalten. Im November bin ich auf die baden-württembergische Landeskirchenkonferenz zum Thema „Entwicklungsperspektiven auf dem Land“ eingeladen. Man interessiert sich inzwischen in den westlichen Landeskirchen für die Konzepte, die wir in den neuen Bundesländern entwickeln.

Gerade ist eine neue Studie im Kontext des EKD-Reformprozesses erschienen „Freiraum und Innovationsdruck“. 85 Kirchenkreise und Dekanate EKD-weit wurden angeschrieben und um die Mitteilung innovativer Ansätze gebeten. Die größte Innovationsdichte, so ist das Ergebnis, findet sich in den ostdeutschen Landeskirchen. Die Studie vermutet, dass dort, wo die alten Muster nicht mehr funktionieren, der Innovationsdruck und damit auch die innovativen Ideen am stärksten sind.

Das Neue kann nicht von außen verordnet werden, sondern es muss von innen her wachsen und mit Leben gefüllt werden. „In Christus sein“ – so heißt es im Wochenspruch. Darum geht es, von innen her, vom eigenen Wesen her, die neue Schöpfung zu gestalten. Das ist für mich ein wesentlicher Punkt und der geht eben weit über äußere Strukturveränderungen hinaus. Es handelt sich im Kern um eine Haltungs- und eine theologische Grundfrage, wie wir dem Neuen begegnen. Auch um eine zutiefst reformatorische Frage, wie denn das Alte sich zum Neuen verhält.

Und das ist auch meine Frage an den Wochenspruch:

„Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur;
das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden“

In welchem Verhältnis steht da alt und neu? Die Vorstellung des In-Christus-Seins kann seine Pointe nicht im Zeitlichen haben, in einem Zustand vorher und nachher. Sie ist auch nicht quantitativ zu sehen, mehr Neues als Altes. Die Pointe der Vorstellung

vom „in Christus sein“ liegt in dem qualitativen Unterschied. Es geht um die Qualität. Neue Kreatur heißt dann: alles auf Christus zu beziehen; heißt immer und überall in seiner Nähe zu leben, heißt jeden Tag immer wieder vom Alten ins Neue überzutreten. Darum und so ist alles neu geworden. Darin wird alles neu, dass wir alles auf Christus beziehen, dass wir alles im Lichte Jesu Christi sehen und darin leben. Darin wird alles neu, dass wir Christus überall nahe sind.

Genau das hat auch Paulus erlebt in Damaskus. Sein altes Leben bleibt auch danach ja noch bestehen, aber es erscheint in einem neuen Licht. Im Licht des Auferstandenen Jesus Christus. Damit ist es vollständig verwandelt, neu geworden.

Eine solche Sicht hat Folgen für die Reformprozesse unserer Kirche. Denn in diesem qualitativen Sinne können wir die kirchlichen Reformbemühungen zugleich als Entlastung sehen und auch als geistliche Vertiefung. Es ist entlastend, weil Gemeinden davon befreit werden, sich völlig neu erfinden zu müssen. Es befreit von der Sicht, dass das Alte völlig zu entwerten ist, und nur das Neue und Innovative einen Wert hat. Es entlastet Gemeinden auch von der allein quantitativen Betrachtung, dass nur gut sei, was mehr wird.

Weil wir uns qualitativ neu sehen können, entwickeln wir Haltungen, die fröhlich Neues ausprobieren können. Wir brauchen nicht festzuhalten, wo Gott doch Neues schaffen will. Wir brauchen nicht festzuhalten an der Klage über das, was nicht geht, sondern können einstimmen in das Lob des Neuen, das uns eingeschrieben ist, von Jesus Christus her:

„Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur;
das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden.“

Jubilate. Jubelt Gott zu, all ihr Menschen auf der Erde, denn siehe, was Gott gemacht hat: Es ist sehr gut.

Amen.



Dr. Dr. h. c. Markus Dröge ist seit 2009 Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Seit 2012 ist er Aufsichtsratsvorsitzender des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung und seit November 2014 Ratsmitglied der EKD.

Weniger ist anders. Plädoyer für eine veränderte Präsenz in der Fläche

Andreas von Maltzahn

Einleitung

Als das Volk Israel an der Grenze des Gelobten Landes angekommen war, sandte Mose Vertreter der zwölf Stämme aus, die das Land erkunden sollten. Josua und Kaleb waren unter ihnen. Ihr Auftrag:

„Seht euch das Land an, wie es ist, und das Volk, das darin wohnt, ob's stark oder schwach, wenig oder viel ist; und was es für ein Land ist, darin sie wohnen, ob's gut oder schlecht



Das Juwel des kleinen brandenburgischen Ortes Lindow ist die barocke Stadtkirche, erbaut 1751 bis 1755. Alljährlich finden hier die beliebten Lindower Sommermusiken statt.

Foto: Barbara-Maria Vahl

ist; ... und wie der Boden ist, ob fett oder mager, und ob Bäume da sind oder nicht. Seid mutig und bringt mit von den Früchten des Landes. Es war aber eben um die Zeit der ersten Weintrauben.“ (Num 13, 18.20)

Situationsanalyse ist angesagt. Vierzig Tage sind die Kundschafter unterwegs. Was sie zurückbringen ist riesig – eine riesige Traube, nur von zwei Männern zu tragen, aber auch Riesenängste. Manchen erschienen die Einheimischen in ihrer Kraft wie Riesen.

Mich spricht diese Geschichte an, denn wir sind im Begriff ‚Neuland‘ zu entdecken – das Neuland einer Gesellschaft, die immer weniger selbstverständlich mit Religion umgeht, wie auch das Neuland einer Kirche, die nach neuen Formen der Kommunikation des Evangeliums und kirchlicher Präsenz sucht.

1. „Seid mutig und bringt mit von den Früchten“: Erkundungen in einem teilweise immer noch unbekanntem Land

Unter dem Titel „Die Wunder des Geistes riskieren!“ verfassten die Alt-Bischöfe Eduard Berger und Christoph Demke 2001 provozierende Thesen zur Kirchenreform in Ostdeutschland.¹ These 6 lautet:

„Die Kirchen müssen ihr Dasein in der Gesellschaft neu bestimmen und dürfen dabei nicht übersehen, dass bei allen Traditionsabbrüchen die Saat des Christentums in weltlichen Lebensformen und unter Konfessionslosen ebenso keimt wie in Kirchenkreisen und Kirchenbänken. Faktisch leben viele Menschen wie Christen, aber die Kirche erreicht sie nicht. Das hat seinen Grund unter anderem darin, dass die Kirche

¹ Die Kenntnis dieser Thesen verdanke ich Ilse Junkermann.

nicht auf das Wirken des Geistes außerhalb ihrer Mauern neugierig ist.“²

Was nehmen wir wahr unter Menschen ohne Religion?
Drei Schlaglichter auf ostdeutsche Wirklichkeit:



Dorfkirche im kleinen brandenburgischen Ort Tarmow in der Nähe von Fehrbellin. Hier finden regelmäßig Gottesdienste, Hochzeiten und kirchliche Veranstaltungen statt. Foto: Barbara-Maria Vahl

1. Die neue ‚Religion‘ der Ostdeutschen ist das zum Ideal erhobene Leben fürs Private, für das nachbarschaftliche Umfeld. „Sie glauben häufig an eine immanente Sinnordnung, explizit ohne Gott, an die Konzentration auf die eigenen Kräfte und halten [...] Werte wie Gemeinschaft, Ehrlichkeit und Arbeit hoch“.³ Ihre Weltanschauung ist die des ‚Szientismus‘, der sich „auf Wissenschaft beruft, aber weit über deren Deutungsanspruch hinausgeht. Im Szientismus werden mit dem Verweis auf wissenschaftliche Fakten [...]

Sinnstiftungen, Weltdeutungen, soziale Normen und Handlungsanweisungen formuliert, die eine absolute Geltung beanspruchen“⁴.

Dazu ‚Nachbarschaft‘ – für Zukunftsforscher eines der Megathemen: In einer sich rasant wandelnden Welt sind wir als Kirche dicht bei den Leuten, wenn wir stärkend im Nahbereich aktiv sind. Was könnte das sein über bewährte Gemeindearbeit hinaus?

2. Nach wie vor gibt es eine Menge Vorurteile – auf beiden Seiten: Binnenkirchlich werden Menschen, die keiner Religionsgemeinschaft angehören, vielfach als defizitär wahrgenommen: ‚Sie mögen es nicht wissen, aber zu einem gelingenden Leben fehlt ihnen der Glaube.‘ Konfessionslose wiederum sehen Christinnen und Christen oft mit einem gewissen Gefühl der Überlegenheit: „Ich kenne die wissenschaftlichen Erkenntnisse, bin von immanenten Weltdeutungsmodellen überzeugt und übernehme die Verantwortung für mein Leben selbst.“⁵

Weder eine gute Öffentlichkeitsarbeit noch bloße Begegnungen allein vermögen Vorurteile abzubauen. Ein ‚forciertes Miteinander‘ für gemeinsame Interessen ist am ehesten geeignet, gegenseitige Vorbehalte zu minimieren. Es braucht den gemeinsamen Einsatz auf einem dritten Feld, wie es beispielsweise in Initiativen gegen Rechts-Extremismus oder in der Flüchtlings-Arbeit vielerorts längst Praxis ist.

3. Menschen unserer Tage begreifen sich reflektiert als religiös ‚unmusikalisch‘. Müssen sie erst religiös (empfindlich) werden, um Christus folgen zu können? Oder kann es gelingen, einen anderen Weg zu Christus mit ihnen und für sie zu entwickeln, so dass sie ins Vertrauen, Lieben und Hoffen, also in die Beziehung zu Gott finden, ohne zuvor religiös ‚musikalisch‘ werden zu müssen?

Hans-Martin Barth vermutet: „Vielleicht ist der gegenwärtige mitteleuropäische Protestantismus sowohl in religiöser als auch in areligiöser Hinsicht defizitär: Er führt in die Religion weder genügend hinein noch zureichend über sie hinaus.“⁶ So bitter das klingen mag: nach Sprache, Ritualen und Gestalten für ein religionstranszendentes

² Berger, Eduard/Demke, Christoph, Die Wunder des Geistes riskieren! Thesen zur Kirchenreform in Ostdeutschland, Evangelische Theologie, Band 61, Heft 6 (Dez 2001), S. 481–485.

³ Arbeitsstelle Kirche im Dialog, Einstellungen konfessionsloser Menschen zu Kirche und Religion. Eine empirische Studie, Rostock 2014, S. 2.

⁴ Schmidt-Lux, Thomas, Wissenschaft als Religion. Szientismus im ostdeutschen Säkularisierungsprozess, Würzburg 2008, S. 66.

⁵ Arbeitsstelle Kirche im Dialog 2014, S. 15.

⁶ Barth, Hans-Martin, Konfessionslos glücklich. Auf dem Weg zu einem religionstranszendenten Christsein, Gütersloh 2013, S. 224.

Christentum zu suchen wird eine der spannenden Zukunftsaufgaben für Theologie und Kirche sein. Das klingt abstrakter, als es ist. In unseren Kirchbau-Fördervereinen erleben wir, dass Menschen ohne konfessionelle Bindung ein erhebliches Interesse an der ‚unbekannten, inneren Mitte‘ zeigen. Wie geben wir diesem Interesse nicht-vereinnahmend Raum?

Gemeinwesen-Orientierung und konsequente Orientierung auf den Dialog braucht es, um auch in ländlichen Räumen zu einer Kirche mit Anderen zu werden.

„Seid mutig und bringt mit von den Früchten“, bekamen Josua, Kaleb und die anderen mit auf den Weg ins unbekannte Land. Sie erleben, was viele Menschen in Veränderungsprozessen erfahren: Ängste und Hoffnungen wachsen ins Riesenhafte. Manchmal ist der notwendige Wandel ein Generationenprojekt. Nach der Rückkehr der Kundschafter verweigerte Israel den Übergang ins Gelobte Land. Die Riesenangst war zu einer Heidenangst geworden.⁷ Erst nach vierzig Jahren Wüstenwanderung gelingt den Kindern der Zaudernden der Einzug ins Land der Verheißung.

2. ‚Weniger ist anders‘ – praktische Perspektiven für eine andere kirchliche Präsenz in der Fläche

„Weniger ist anders.“⁸ Gesellschaftliche Veränderungen in peripheren ländlichen Räumen dürfen kirchlicherseits nicht einfach mit einem weiteren Rückbau beantwortet werden. Das hieße, Strukturen hoffnungslos zu überdehnen und Haupt- und Ehrenamtliche zu überfordern.

Zusammenarbeit in der Region oder die Bildung von Großgemeinden waren bisher verfolgte Lösungsansätze. Gemeinden ohne klares Zentrum versuchen eine Präsenz in Zeit und Raum zu gewährleisten, indem sie verteilt über das Kirchenjahr an verschiedenen Orten Akzente des Gemeindeaufbaus setzen.

Es gibt jedoch Gemeinden, die so ausgedehnt und an die Grenze der Gestaltungsfähigkeit gekommen sind, dass die bisherigen Lösungsansätze nicht mehr greifen. In Mecklenburg ermuntern wir daher Gemeinden ‚Erprobungsregionen‘ zu bilden.

Was sind die Ziele unserer Überlegungen? In einer ‚Erprobungsregion‘

- soll ein größerer Freiraum geschaffen werden, der es den haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden besser ermöglicht, die vorhandenen Ressourcen dafür einzusetzen, dass Menschen in Kontakt mit dem Evangelium kommen und bleiben.
- soll ermöglicht werden, Kirche im Nahbereich zu erleben
- sollen die verschiedenen Gaben der haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden zu größtmöglicher Entfaltung gebracht werden.

Inhaltlich denken wir in zwei Richtungen:

- Ehrenamtliche Professionen in der Gemeindeleitung sollen gestärkt, vielleicht sogar neu konfiguriert werden.
- Neue Formen gemeindlichen Lebens sollen strukturell ermöglicht werden.

3. Mentalitätswandel

Beide Wege können nur erfolgreich beschritten werden, wenn gleichzeitig ein Mentalitätswandel insbesondere im Rollenverständnis des Pastors/der Pastorin und der ehrenamtlichen Kirchengemeindeleitung vollzogen wird. Traditionell werden die Geistlichen als Verwalter eines Pfarramtes verstanden. Hier ist dringend ein Verständnis zu stärken, nach dem die Geschäftsführung der Kirchengemeinde dem gesamten Kirchengemeinderat obliegt. Das kann bedeuten, in größeren Gemeinden beziehungsweise in Kirchenregionen Aufgaben der Geschäftsführung auch hauptamtlich von anderen als der Pastorin, dem Pastor versehen zu lassen.

Auch bei der Ausrichtung der Gemeindegemeinschaft ist ein Bewusstseinswandel notwendig. Es kann nicht vordergründig darum gehen, Gemeindeleben dort mühsam aufrecht zu erhalten, wo es früher einmal möglich war, sondern muss darum gehen, es dort zu entwickeln, wo es heute möglich ist.

⁷ Vgl. Zulehner, Paul M./Rossberg, Eckehard/Hennersperger, Anna, Mit Freuden ernten. Biblisches Saatgut für Zeiten und Prozesse des Übergangs, Ostfildern 2013, S. 51ff.

⁸ Oswald, Philipp, Der ländliche Raum ist kein Baum: Von den zentralen Orten zur Cloud, in: Kerstin Faber, Philipp Oswald (Hg.), Raumpioniere in ländlichen Regionen. Neue Wege der Daseinsvorsorge, 2013, S. 7.

4. Strukturelle Ansätze

4.1 Lokale Gemeinden unter dem Dach einer Kirchengemeinde⁹ (Ortsausschüsse)

In größeren Kirchengemeinden gibt es mehrere Orte oder Ortsteile. Innerhalb einer solchen Kirchengemeinde könnten sogenannte 'lokale Gemeinden' ohne Körperschaftsstatus entstehen, die durch eine lokale Zuordnung (Orte, städtische Quartiere) definiert werden. Sie können im Nahbereich eine größere Identifikationskraft entwickeln. Zugleich kann eine bessere Vernetzung und Zusammenarbeit mit den Bürgergemeinden erreicht werden, die sich in gleicher Konstellation befinden.

Die strategischen und rechtlich weitreichenden Aufgaben in Bezug auf Finanzen, Personal und Bau in der Kirchengemeinde insgesamt werden vom Kirchengemeinderat verantwortet.

Das gemeindliche Leben der lokalen Gemeinden wird von Ortsausschüssen verantwortet und gestaltet. Sie erhalten hierfür vom Kirchengemeinderat ein entsprechendes Budget, das eigenverantwortlich verwaltet wird. Die Ortsausschüsse schaffen informelle und formelle Kooperationsformen mit den diakonischen und ökumenischen Partnern sowie den zivilgesellschaftlichen Kräften in ihrem Bereich.

4.2 Kirchengemeinden mit Schwerpunkten (Abschied vom flächendeckenden Gemeindeaufbau)

Das flächendeckende Parochialprinzip kann in manchen Regionen nicht mehr in herkömmlicher Weise gelebt werden. Diese Realität soll nicht negiert, sondern angenommen und konstruktiv damit umgegangen werden. Um Überforderungen der haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden zu minimieren, wird zwischen unterschiedlichen Aufgaben-Gebieten beziehungsweise Gebieten unterschiedlicher gemeindlicher Präsenz unterschieden:

- Jeder Ort gehört zum Seelsorge- und Kasualgebiet einer Kirchengemeinde. Ihre Mitarbeitenden sorgen dafür, dass überall Seelsorge und Kasualien auf Anfrage hin wahrgenommen werden können.

- Darüber hinaus werden – zeitlich befristet – Gemeindegebiete festgelegt, in denen über Kasualien und Seelsorge hinaus schwerpunktmäßig Gemeindeaufbau geschieht, weil sich dort Menschen zusätzlich zu den hauptamtlich Tätigen für ein vielfältiges Gemeindeleben engagieren.

Gottesdienste und andere Veranstaltungen finden zukünftig nur dort statt, wo die jeweiligen Gemeindeglieder oder Bewohner diese dezidiert wünschen und dafür Verantwortung mit übernehmen. Auf diese Weise sind Mitarbeitende der Kirchengemeinde von der Pflicht entbunden, flächendeckend – über Kasualien und Seelsorge hinaus – Gemeindeaufbau zu betreiben.

Die Schwerpunktsetzung beziehungsweise die zeitlich begrenzte Bestimmung der unterschiedlichen Gebiete ist Aufgabe des Kirchengemeinderats im Einvernehmen mit dem/der zuständigen Propst/Pröpstin. Diese Festlegungen sollen öffentlichkeitswirksam erfolgen, um für die Verantwortlichen und die betroffenen Gemeindeglieder vor Ort eine hohe Transparenz zu erreichen.

4.3 Neugründungen von Gemeinden der Nähe (pastorenunabhängige Gemeindeleitung)

Inspiziert von erstaunlichen Erfahrungen in der Ökumene¹⁰, jedoch unter der Voraussetzung weitreichender Änderungen der rechtlichen Grundlagen wäre folgendes Modell denkbar:

In einer Erprobungsregion werden Gemeinden neu zugeschnitten. Anders als bisher richtet sich die Größe einer Gemeinde nicht mehr nach Gemeindegliederzahlen, Mitarbeiterstellen oder Gebäuden, sondern danach, dass sich eine pastorenunabhängige Gemeindeleitung mit bestimmten, unverzichtbaren Kompetenzen findet. Hier sollen Ehrenamtliche in noch stärkerem Maße Leitungsverantwortung wahrnehmen können und dafür durch spezielle Fortbildungen gestärkt werden. Hauptamtlichen soll wieder stärker ein Arbeiten ermöglicht werden, das ihrer Profession entspricht.

Wo sich eine solche Gemeindeleitung findet, beschließt die Kirchenkreissynode über das Gebiet der neuen lokalen Gemeinde. Anschließend beruft der Propst/die Pröpstin die Gemeindeleitung und führt sie im Gründungsgottesdienst der neuen Gemeinde ein.

⁹ Vgl. Erprobungsregionen in Mecklenburg, Diskussionspapier der AG Kirche der Freiheit, Kapitel 2.1.

¹⁰ Vgl. Feiter, Reinhard/Müller, Hadwig (Hrsg.): Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers, Ostfildern 2009.

Diese Gemeinden der Nähe werden von den mit dem Körperschaftsstatus verbundenen Rechten und Pflichten befreit. Sie bekommen einen Anteil an den Kirchensteuerzuweisungen abzüglich der Aufgaben, die durch den Kirchenkreis übernommen werden. Die für diese Gemeinden zuständigen Pastoren sind nicht Teil der Gemeindeleitung. Von ihren Aufgaben her sind sie zwar Gemeindepastoren und –pastorinnen, sind aber beim Kirchenkreis angestellt. Sie wären freier für pastorale Aufgaben, insbesondere für die Begleitung und Fortbildung Ehrenamtlicher in mehreren solcher neugegründeten Gemeinden.

4.4 Ansätze in der Gemeindeleitung

Für das Amt einer/s Gemeindeguratorin/Gemeindegurators' wird eine umfassende standardisierte Fortbildung aufgelegt. Fortbildung und besondere Bezeichnung würden die Verantwortlichen in ihrem Dienst stärken – sowohl persönlich als

auch in der inner- und außerkirchlichen Wahrnehmung und (Be-)Achtung. Sie könnten zudem in stärkerem Maße als bisher die Entscheidungen der Gemeindeleitung umsetzen. Pastorinnen und Pastoren kämen wieder mehr dazu, pastorale Aufgaben wahrzunehmen.

Noch näher liegt uns allerdings der Gedanke, notwendige Kompetenzen als Team in der Gemeindeleitung abzubilden. Die ehrenamtliche Leitung würde also nicht einer Person übertragen, sondern mehreren. Je nach Aufgabenbereich soll es spezielle Fortbildungen und Bezeichnungen geben:

- Leitung („Gemeindegurator/Gemeindeguratorin“)
- Finanzwesen („Finanzgurator“),
- Bauen („Kirchbaugurator“),



Eine neogotische Backsteinkirche wie aus dem Bilderbuch steht in Linum, Brandenburg. Nicht nur wegen der vielen Störche, die auf dem Kirchendach nisten, trägt der Ort den Beinamen „Storchendorf“.

Foto: Barbara-Maria Vahl

- Gemeinwesenarbeit und gemeindliche Diakonie (,Gemeindediakon‘),
- Andachten und Bibelgespräch (In unserer tansanischen Partnerkirche nennt man Menschen mit diesen Gaben ,Evangelisten‘).¹¹

Wahrscheinlich werden sich nur selten ganze Teams aus einer Gemeinde für solche Fortbildungen finden. Aber auch Einzelne können ja ihre Kompetenz erweitern und so profilierter in der Gemeindeleitung mitarbeiten.

5. Resümee

Es gibt verschiedene Handlungsoptionen – und manche werden nicht sofort umzusetzen sein. Doch nicht nur für Zeiten des Pastorenmangels wird es wichtig sein, Gemeinde neu zu denken. Von den Charismen der Gemeindeglieder her Gemeinde bauen zu wollen, steht uns Protestanten allemal gut an.

Vermutlich ist dies alles noch nicht mutig genug gedacht: Es wird nicht genügen, Gemeinde neu zu denken und ehrenamtliche Professionen zu stärken. Wir werden uns auch von Aufgaben trennen müssen – von mittleren Friedhöfen, wo esgeht, von noch mehr Gebäuden. Entscheidend wird jedoch sein, Erneuerung von Gott wirklich zu erwarten – um es noch einmal mit Eduard Berger und Christoph Demke zu sagen:

„Jedenfalls dürfen die Reformbemühungen nicht nur von der Minimierung der Kirchenmitgliedszahlen bestimmt werden. Sie müssen vor allem offen sein für die Möglichkeit, dass Gott gegenwärtige Misserfolge und Niedergänge der verfassten Kirchen [...] mit größeren Aufträgen beantwortet (s. Jesaja 49,6)¹². Das Unglaubliche solchen Vorgangs entspricht jedenfalls der Unglaublichkeit, dass Gott die Hinrichtung Jesu Christi nicht nur mit seiner Auferweckung beantwortete [...], sondern auch die Flucht der Jünger ins heimatliche Galiläa mit der Öffnung ihres Horizontes für ganz Israel und alle Völker.

Alles muss dazu dienen, dass Kirche sich öffnet zu denen hin, die ihr noch nicht zugehören.“¹³

¹¹ Weitere Verantwortungsbereiche könnten ,Seelsorge/Besuchsdienst‘, ,Ökumene‘ sowie ,Schriftführung‘ sein.

¹² (Gott) spricht: Es ist zu wenig, dass du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten und die Zerstreuten Israels wiederzubringen, sondern ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, dass du seist mein Heil bis an die Enden der Erde. (Jes 49,6)

¹³ Berger/Demke 2001, S. 2.



Andreas von Maltzahn, Dr. theol., ist Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland (Nordkirche) im Sprengel Mecklenburg und Pommern, Sitz in Schwerin.

Die Ortsgemeinde – mit fälligem Einsatz in die Vernetzung mit der Region

Jörn Halbe

Thesen

I. Vom Grund und von Gestalt der Kirche

1. Im Einklang mit Bibel (Mt 18,20; 1 Kor 3,9–11) und lutherischem Bekenntnis (CA VII), also ganz traditionell, gehe ich aus von der Unterscheidung zwischen Grund und Gestalt der Kirche als der Leitdifferenz empirischer Ekklesiologie: „Allein das Evangelium, dargeboten in Wort und Sakrament, ist der Grund der Kirche [...]. Alles andere ist ihrer Gestalt zuzurechnen und darum nicht konstitutiv.“¹
2. Allerdings halte ich es (mit Ernst Käsemann) für eine ununterschatzbare Konkretisierung des Grundes der Kirche, dass „neben rechter Lehre und Verwaltung der Sakramente als drittes Kriterium die sichtbare Präsenz der Armen in Gemeinde und Gottesdienst nicht zu entbehren“ ist.²
3. Und noch ein viertes Kriterium, auch dies als unverzichtbare Konkretisierung des Grundes der Kirche, gehört mit hierher: Dass Menschen unverstellt Raum und freizügig Rückhalt finden, ihr existenzielles Engagement im Rahmen des Priestertums aller Getauften aktiv und konkret, verbindlich und frei im gemeindlichen Leben zur Geltung zu bringen.
4. Die Legitimität konkreter Gestalt von Kirche – hier: der Ortsgemeinde – hängt daran, dass sie den Grund der Kirche subjektiv ersichtlich und objektiv zugänglich

1 Scharbau, Friedrich-Otto, Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt (Joh 15,16), in: J. von Lüpke/E. Thaidigsmann (Hg.), Denkraum Katechismus. Festgabe für Oswald Bayer, 2009, 473–494, S. 481.

2 Käsemann, Ernst, Kirchliche Konflikte 1, 1982, S. 30.39.70. Hervorhebung J.H.

macht. Dabei ist die Gestalt der Kirche als Darstellung ihres Grundes immer zugleich auch Auslegung dieses Grundes. Die Frage ist also: Wird die real gegebene Gestalt der Ortsgemeinde als Auslegung des Grundes der Kirche diesem Grund gerecht?

II. Die Ortsgemeinde – realtypisch

5. Das Organisationsprinzip, wonach der Wohnsitz darüber entscheidet, wer zur Gemeinde gehört, das Parochialprinzip also, ist zum Kernproblem der Bildung und des Lebens von Gemeinde überhaupt geworden.³
6. Ressourcenknappheit und Streichung von Stellen führen zu Großgebilden nach unbeirrt diesem Prinzip – und führen damit dieses Prinzip bisweilen schlicht ad absurdum.⁴
7. Angesichts heutiger Differenzierung der Lebens- und Institutionenbereiche integriert die Gemeinde ‚vor Ort‘ nur in der Vorstellung noch, was an Vollzügen und wichtigen Themen des Lebens längst aus ihrer Welt, nämlich der Welt von Familie und Wohnen, ausgewandert ist (Freizeit, Bildung, Sport, Kultur; Arbeit, Freundschaft, Krankheit, Politik); geblieben, eben in der Welt von Wohnen und Familie, ist der ‚Lebenszyklus‘ – und sind darauf bezogen die ‚Dienstleistungen‘ in Seelsorge, Amtshandlungspraxis, Gottesdiensten und Erziehung.
8. Das ist die eine, die allgemein gesellschaftliche Seite der Dynamik, die verbreitet (und häufig beklagt) zur Milieuverengung in den Ortsgemeinden, zu Introversion, „Erfah-

3 Steinkamp, Hermann, Selbst „wenn die Betreuer sich ändern“. Das Parochialprinzip als Hindernis für Gemeindebildung, in: Diakonia 19, 1988, 78–89; Ders., Solidarität und Parteilichkeit. Für eine neue Praxis in Kirche und Gemeinde, 1994; Ders., Gemeinden jenseits der Pfarrei, in: H.-G. Zieberts (Hg.), Christliche Gemeinde vor einem neuen Jahrtausend, 1997, 233–246; Halbe, Jörn, Die dünne Haut der Zelte. Gemeinde als transitorischer Ort – nicht nur in Diensten und Werken, in: WzM 55, 2003, 92–104.

4 Als ein Beispiel (extrem, aber nicht erfunden): Eine Pastorin, verantwortlich für rund 850 Gemeindeglieder in 28 Ortschaften mit 12 Kirchen und Kapellen und 17 Friedhöfen.

rungsverdünnung“ und Oberflächlichkeit der gelebten Beziehungen geführt hat.

9. Die andere Seite derselben Dynamik ist Sache der Organisationsentwicklung in den Kirchen selber – der funktionalen Ausdifferenzierung ganzer Arbeitsbereiche ehemals ortsgemeindlichen Lebens, der ‚Delegation‘ ihrer Themen und Aufgaben an übergemeindliche Institutionen und damit (häufig) der Ausblendung dieser Themen und Aufgaben aus der Praxis und schon der Wahrnehmung örtlicher Gemeinden.⁵ Aber: „Gemeinden ohne Behinderte sind behinderte Gemeinden.“ (Ulrich Bach)
10. Die Grundfigur parochialer Organisation suggeriert ein Gefälle vom Zentrum zur Peripherie: Klerus, Kultus und Versorgung in der Mitte; abnehmend wichtig, zuletzt marginal, ganz zuletzt ausgegrenzt – das Leben, die Leute ‚ringsum‘.⁶ Das betrifft und beleidigt nicht nur die ‚Außen-seiter‘, sondern trägt auch dazu bei, dass die „Pastoral-macht“ (Hermann Steinkamp)⁷ das Predigtamt im Sinn des lutherischen Bekenntnisses und seine Zuordnung zum Allgemeinen Priestertum hierarchisch korrumpiert.
11. Dies alles schreit schon lange nach Korrekturen. Hinzu kommt aktuell verschärfend das Problem des demographischen Wandels – besonders im ländlichen Raum. Nimmt man allein das Grundphänomen – immer weniger Kinder, immer mehr Ältere und Alte –, so liegt auf der Hand: Je stärker das Spektrum der Themen im ortsgemeindlichen Leben sich bisher bereits auf die Begleitung der Menschen im ‚Lebenszyklus‘ mit seinen Stationen von der Geburt bis zum Tod reduziert hat, desto einschneidender trifft, ja bedroht das Ausbleiben nachwachsender Generationen – nicht gleich die Existenz der Ortsgemeinden (viel zu tun gibt es immer), aber das Leben in ihnen, die Freude daran und ihre Ausstrahlungskraft. Es fehlen ja dann auch noch die, für die und mit denen zu arbeiten ein immerhin noch verbliebener, obendrein zukunftssträchtiger Schwerpunkt des Gemeindelebens war.
12. Dies gilt noch einmal mehr, wenn die Arbeit mit Kindern und Alten in nur noch loser Verbindung mit der Gemeinde



Das Tor ist offen, ebenso die Kirche – darauf weist die kleine Tafel hin. Dorfkirche in Linum. Foto: Barbara-Maria Vahl

in eigenen Institutionen – Kindertagesstätten und Heimen – selbständig organisiert und wahrgenommen wird. Was ins Haus steht, ist dann ein vom Leben der Menschen zunehmend ‚entkoppeltes‘, thematisch ausgedünntes Gemeindeleben; eine Rumpfgemeinde – nicht ohne jeglichen Ort, aber je länger je mehr mit ihrem Ort im Abseits der Gesellschaft.

13. Eine düstere Perspektive, auch ohne Schwarzmalerei! Wir werden uns damit nicht abfinden können. Und dies nicht, um die Ortsgemeinde zu retten! Sondern weil die Ortsgemeinde in solcher Verfassung nur rudimentär noch dem Grund und – hervorgehend daraus – dem Auftrag

⁵ Halbe, Jörn, Neue Rechtsformen für die Diakonie? Theologisch bedenken, worum es juristisch – juristisch bedenken, worum es theologisch geht, in: WzM 52/1, 2000, 13–25, S. 19–25.

⁶ Mette, Norbert et al. (Hg.), Brücken und Gräben. Sozialpastorale Impulse und Initiativen im Spannungsfeld von Gemeinde und Politik, TuP 6, Berlin/Münster/Wien/Zürich/London 1999, 103f.151.212f.

⁷ Steinkamp, Hermann, Die sanfte Macht der Hirten. Die Bedeutung Michel Foucaults für die Praktische Theologie, Ostfildern 1999.

der Kirche Christi entspricht. Dabei setze ich, wenn ich das sage, ein Verständnis von Kirche voraus, das (mit Ralf Kötter⁸) das Problem ihrer Inkarnation, ihres Zur-Welt-Kommens ernst nimmt. Und nicht nur ernst nimmt, sondern darin den Dreh- und Angelpunkt praktisch-theologischen Nachdenkens über die Kirche erkennt.

III. Inkarnation – Vom Welthorizont der Hoffnung, vom Hoffnungshorizont der Welt

14. Die Kirche (nach Eph 2,4–10) ist geschaffen von Gott, aus Gnade gezeugt, im Himmel geboren und anders nicht in der Welt. Sie ist himmlischen Wesens.⁹ So aber gerade ist sie bestimmt und ist sie frei dazu, sich dieser Welt mit dem „Wirklichkeitsernst der sanctorum communio“ (Dietrich Bonhoeffer)¹⁰ ganz zuzuwenden – ganz auf sie einzugehen, ohne doch aufzugehen in ihr. Es gibt keine Weltwirklichkeit, der sich vorzuenthalten der Kirche erlaubt oder gar auferlegt wäre. Sie ist „mit Christus in der Welt ganz bei Gott“¹¹ – und zugleich, in unauf löslichem Zugleich, ist ihr die Welt ungeteilt, als die eine geliebte Welt Gottes ans Herz gelegt.
15. Daran gemessen bleiben Ortsgemeinden, die sich von den Themen und Lebensvollzügen der Menschen in ihrem Bereich immer weiter entfernen, in theologisch und geistlich verstörender (nicht nur pragmatisch enttäuschender) Weise zurück hinter dem, was der Möglichkeitsgrund und das Worum-willen ihres Daseins selber ist.
16. Dabei ist nicht wichtig, ob die, an deren Leben die Gemeinden vor Ort immer weniger partizipieren, als ihre Glieder zu ihnen gehören oder in ihrem Einzugsbereich nur eben ihren Wohnsitz haben. In den Lebenswelten beider, der Mitglieder aller Schattierungen wie ebenso der Kirchenfernen, will die Kirche Jesu Christi zur Welt kommen. Die Liebe Gottes ist ihr schon voraus. Das ist der konstitutiv missionarische Horizont ihres Lebens und Handelns, der Hoffnungshorizont der Welt, der Kirche eingeboren ist.
17. So wenig der geographische Horizont die Landschaft auslöscht, die er umschließt, so wenig tut dies der

Hoffnungs-Horizont der Welt. Konträr: Er lässt, was er umschließt, als ‚Landschaft‘ allererst vor unsern Augen entstehen. Und dies in der Kraft, die Berge versetzt – nämlich ins rechte Verhältnis: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen: Woher kommt mir Hilfe? (Ps 121,1).

18. Eine Ortsgemeinde, die sich selbst und ihre Arbeit in diesem Horizont verortet, wird sich als Gemeinde in einer Gemeinschaft verstehen, die zwar begrenzt, aber weiter verzweigt ist und weiter reicht als sie selbst – und der sie dennoch zugehört, deren ein Teil sie ist: Nicht soziologisch nur, sondern eschatologisch – mit ihr und wie sie auf dem Weg zur Vollendung der Welt nach den Verheißungen Gottes.
19. Sie wird, als Gemeinde in dieser Gemeinschaft, Stimme der Hoffnung sein auf die gerechte Welt Gottes im Kommen. Sie wird diese Hoffnung nicht billig machen, auf das reduziert, was Leute erwarten.¹² Aber sie wird im Licht dieser Hoffnung darauf aus sein zu erkennen, dass sie und wie sie von dem um sie her, was den Verheißungen Gottes im Weg ist, selbst mit betroffen und selbst gefordert ist. Sie wird wissen wollen, wer in der Welt, die auch ihre Welt ist, nicht nur situativ (das versteht sich von selbst), sondern auch strukturell leidet; wird fragen danach, was die Ursachen sind und was die Wurzeln des Übels – beharrlich darin mit dem Realitätssinn der Hoffnung (Röm 8,22–25).

IV. Gemeindeentwicklung – gemeinwesenorientiert

20. Im Hoffen auf die gerechte Welt Gottes im Kommen sind örtliche Kirchengemeinden gemeinsam auch mit denen unterwegs, die diese Hoffnung nicht kennen oder teilen. Gut möglich sogar, dass in diesen ‚Anderen‘ mehr von dieser Hoffnung lebt, als der innere Kreis der ‚zu Hause gebliebenen Söhne‘ zu lesen und zu verstehen geübt ist. Dass sich Verkündigung und Lehre im ortsgemeindlichen Leben und Handeln und dass sich die ‚Angebote‘ der vielerlei Gemeindeveranstaltungen entsprechend auch immer an die Menschen wenden, die nicht in der Kirchengemeinde zu Haus sind, bedarf daher keiner Begründung. Es versteht sich von selbst.

8 Kötter, Ralf, Das Land ist hell und weit. Leidenschaftliche Kirche in der Mitte der Gesellschaft, Berlin 2014.

9 Vgl. Hammerich, Holger/Halbe, Jörn, Zuerst geht es um den Auftrieb, in: PrSt II/2, Stuttgart 1997/98, 137–143, S. 140ff.

10 Bonhoeffer, Dietrich, Sanctorum Communio, DBE I, München 1986, S. 168f.

11 Kötter 2014, S. 213; vgl. 212–216.

12 Vgl. dazu Wegner, Gerhard, Religiöse Kommunikation und Kirchenbindung: Vom Ende des liberalen Paradigmas, Leipzig 2014; Kötter 2014, S. 178 und passim.

21. Auf einem anderen Blatt aber steht, ob eine örtliche Kirchengemeinde – und wie sie es womöglich tut – versucht, sich insgesamt so zu organisieren, dass sie strukturell teilhat am ‚Leben der Anderen‘; dass sie sich nicht bei gegebenem Anlass nur je und dann einmischt in das Geschehen und die Diskurse lokaler Öffentlichkeit, sondern sich dauerhaft partizipierend und nachhaltig mitwirkend in das Gemeinwesen einfügt, zu dem sie ja faktisch gehört.
22. Der Antrieb, in diesem Sinn über Strukturen und Organisationsformen ortsgemeindlichen Lebens nachzudenken, liegt in dem, wozu Kirche überhaupt da ist: Mitten in dem, was der Fall ist, Stimme der Hoffnung zu sein auf Gottes Kommen zur Welt – der Hoffnung, die niemanden und keinen Winkel des Wirklichen ausschließt, sondern aufs Ganze geht, kleine Welt, große Welt, ‚Welt‘ insgesamt. Daher, wie gesagt worden ist: „Es ist der Auftrag des Evangeliums, sich [auch und gerade, JH] mit dem Umfeld der Menschen, in dem sie leben, mit ihrem Sozialraum, zu beschäftigen, diesen zu vermessen und daran die Formen kirchlicher Präsenz zu entwickeln.“¹³
23. Macht man sich auf diesen Weg, so werden die Strukturmerkmale der klassischen Parochie (insbesondere also die Bindung an Wohnsitz und Wohnen, das Gefälle vom Zentrum zur Peripherie und der Zuschnitt nach Pfarrstellenschlüssel) nicht einfach obsolet. Aber sie sind auch nicht mehr das Vorzeichen vor der Klammer aller weiteren Überlegungen. Dies Vorzeichen vielmehr ist dann die Region. Die Region aber nun nicht im Sinn Pfarrstellen abhängig konzipierter kirchlicher Organisationseinheiten, sondern als Raum gewachsener Strukturen des Lebens und Zusammenlebens der Menschen in einem nach Maßgabe dieser Strukturen selbst bemessenen Bereich – als Sozialraum mit einem Wort; als ‚Quartier‘ in den Städten, als ‚Dörfergemeinschaft‘ auf dem Land.¹⁴
24. Die leitende Frage ist dann, wie und in welchen Formen die Kirchengemeinde sich in diesem Raum mit andern Akteuren sozialen Lebens zu gemeinsamem Handeln zusammenfinden und zusammenschließen kann. Und dies so, dass es nicht bei nur gelegentlicher Kooperation, wechselseitiger Unterstützung und personengebundenem Wohlwollen bleibt, sondern dauerhaft tragfähige Strukturen aufeinander abgestimmten Handelns zum Wohle des Ganzen gebildet und gefestigt werden. Erst das dann kann rechtens Gemeinwesenorientierte Gemeindeentwicklung heißen.
25. Es gibt für diesen Weg zum Ziel eine Strategie, die Ralf Kötter mit einem Begriff aus der Ökonomie Cluster-Management nennt und so definiert: Verschiedene Kooperationspartner bilden in einer Region mit gemeinsamen Standortfaktoren eine Partnerschaft, die an einer gemeinsamen Wertschöpfungskette entlang (hier: das gemeinsame Ziel attraktiven Lebens, Wohnens und Arbeitens) eine optimierte Arbeitsteilung anstrebt. Kompetenzen und Stärken der jeweiligen Partner werden ermittelt und für die Gesamtstrategie nutzbar gemacht. Defizite und Schwächen einzelner Partner können durch Synergien kompensiert werden. Aus einem Konkurrenzverhältnis entwickelt sich eine Symbiose sich gegenseitig bereichernder Nachbarn, eine versöhnte Verschiedenheit. [...] Im Verbund profiliert sich eine ganze Region und erlangt neue Handlungsspielräume.¹⁵
26. Die Konkretion dazu liefert Ralf Kötter mit der Darstellung seiner Arbeit in einer Landgemeinde aus fünf Dörfern mit allen zeitgenössisch typischen Problemen des ländlichen Raums in peripherer Lage, insbesondere denen des demographischen Wandels. Gerade aus diesen Problemen jedoch erwächst auch die Erkenntnis dessen, was zu tun an der Zeit und am Ort ist – mit erheblichen, nicht mehr nur hypothetischen, sondern empirisch erhärteten Folgen: „Ländliche Räume werden [im] Ringen um neue Lösungen nicht mehr die typischen Nachzügler sein, sondern sie entwickeln sich zu Vorbildern, zu Prototypen künftiger Gesellschaft. Sie sind ‚Testfeld für den Dialog mit den Bürgern über neue Formen des Gemeinwesens [...] Der demografische Wandel weist [...] den Weg zu neuen Formen von Nachhaltigkeit und Demokratieverständnis‘. Die Herausforderung wird zur Chance.“¹⁶
27. Sich mit dieser Perspektive auf den Weg zu machen, hieß zuerst und vor allem, im Gespräch mit den verschiedenen Akteuren des Gemeinwesens herauszufinden, was jeweils aus deren Warte zum Wohl des Ganzen getan werden

13 Wrasmann, Martin, Kirche vor Ort – Land in Sicht, in: Leder, Hans-Günter (Hg.), Leuchtfeuer oder Lichternetz. Missionarische Perspektiven für ländliche Räume. Beiträge zur Evangelisation und Gemeindeentwicklung. Praxis, 2012, 75–92, S. 84. – Vgl. Kötter 2014, S. 154ff.

14 Vgl. ebd., S. 142ff., bes. S. 154ff.

15 Ebd., S. 154f.

16 Kötter 2014, S. 19, mit Zitat aus: Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung (Hg.), Die Zukunft der Dörfer. Zwischen Stabilität und demografischem Niedergang, Berlin 2011, S. 5.



Dorfkirche in Linum/Brandenburg mit der von König Friedrich I. um 1711 gestifteten eisernen Turmkrone. Foto: Barbara-Maria Vahl

könnte und sollte, und erst darauf bezogen mit allen gemeinsam zu überlegen, was dabei der eigene Beitrag der Kirchengemeinde sein könnte. Wahrnehmen, Zuhören also zuerst!

28. Was aus diesem Anfang erwuchs, fasst Ralf Kötter so zusammen: Unter dem Dach einer Kirchengemeinde ist ein vitaler Kompetenzverbund entstanden, in dem alle gesellschaftlichen Akteure wie Politik, Wirtschaft, Bildung oder Diakonie an einem Strang ziehen, ihre Kompetenzen und Ressourcen bündeln und sich gegenseitig austauschen und bereichern.¹⁷

17 Kötter 2014, S. 22.

29. Zu den vielerlei Faktoren, die die Entwicklung zu diesem Ergebnis entscheidend gefördert haben¹⁸, gehören Innovationen, die ihrerseits daraus hervorgegangen sind und in dauerhaft tragfähigen Strukturen von Arbeit und Interaktion zum festen Bestandteil des Lebens in dem Gemeinwesen wurden. Sie erstrecken sich vor allem

- auf die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen;¹⁹
- auf die Arbeit mit Älteren und Alten;²⁰
- auf die Organisation der Arbeit von ehrenamtlich Mitarbeitenden²¹ unter leitender Verantwortung des „begleitenden Nebenamts“;²²

18 Aufgelistet ebd. S. 22–25.

19 Ebd. S. 200ff.

20 Ebd. S. 206ff.

21 Ebd. S. 22.191ff.

22 Ebd. S. 22.194ff.

– auf die Arbeit des Kirchenvorstands in Verbindung mit dem „Gemeindebeirat“.²³ Zu dem gehören zwei Mitglieder des Kirchenvorstands zusammen mit Vertretern der kommunalpolitischen Ebene, verschiedener zivilgesellschaftlicher Institutionen und vier Vertreterinnen des begleitenden Nebenamts. Beide Gremien stehen in regelmäßigem Informationsaustausch. Anstehende „Projekte werden auf allen Ebenen diskutiert und in der praktischen Umsetzung miteinander verbunden.“²⁴ Erreicht wird damit nicht nur eine enge Verbindung kirchengemeindlichen Lebens und Handelns mit den Gegebenheiten und Belangen des Gemeinwesens im Ganzen; zugleich damit zeigt sich auch, welche eigenen Beiträge die Kirchengemeinde zum Auf- und Ausbau lebensdienlicher Strukturen leisten kann und welche Binnenorganisation ihrer Arbeit auch in dieser Hinsicht die am besten geeignete ist.²⁵

30. Dies alles verlangt nach und führt zu entsprechender Klärung der Rolle und Aufgaben der Pastorin/des Pfarrers. Die geistliche Dimension pastoralen Dienstes kommt in der Klarheit zur Geltung, mit der unterschieden und erkennbar wird, was im Leben der Gemeinde Sache des Pfarrers ist – und was nicht. Es kommt zu einem „doppelten Paradigmenwechsel: Einerseits öffnet [das Pfarramt] sich; es weitet sich, richtet den Blick auf das Sozialwesen und verabschiedet sich von einer ‚eigenen‘, exklusiv binnenkirchlich-pastoralen [...] Orientierung. Und zugleich beschei-

det es sich, erkennt es seine Grenzen an und wertschätzt andere Kompetenzen.“²⁶

V. Ortsgemeinde – mit anderen

31. Vor Augen steht damit ein Modell (nicht das ‚Vorbild‘) einer Ortsgemeinde der Zukunft.
32. Eingelöst darin ist das, was vom Grund der Kirche in Differenz zu ihrer Gestalt gesagt worden ist – einschließlich beider Konkretisierungen des Grundes, die ich wie diesen selbst aus Gründen der Schrift als konstitutiv für Dasein und Sendung der Kirche ansehe: Die sichtbare Präsenz der Armen, derer (nach einem Wort von Jacques Gaillot), „die in Gefahr sind, sozial entsorgt zu sein“, und die Entfaltung ehrenamtlicher Mitarbeit im Rahmen und Sinn des Priestertums aller Getauften.
33. Eingelöst darin ist das, was im Blick auf den Partizipationsverlust realtypischer Parochie der Gegenwart, ihre wachsende Entfernung von den Themen und Lebensvollzügen der Menschen in ihrem Bereich, als fällige Neuorientierung zu fordern war. Dabei spielen die Herausforderungen demographischen Wandels im ländlichen Raum eine zentrale Rolle – bedrohlich für die herkömmliche Parochie, konstruktiv aufgenommen in unserm Modell.
34. Einlösbar war und ist alles dies auf Grund und im Horizont einer Ekklesiologie, die das Zur-Welt-Kommen der Kirche inkarnationstheologisch zum Dreh- und Angelpunkt hat und dabei ‚Welt‘ insgesamt (mit Paulus) eschatologisch versteht: Als Welt unterwegs – des Realitätssinns der Hoffnung bedürftig auf die gerechte Welt Gottes im Kommen.

23 Ebd. S. 161ff.

24 Ebd. S. 161; vgl. die Grafik ebd.

25 Ebd. S. 162ff.; vgl. S. 196ff., bes. die Grafik S. 199.

26 Kötter 2014, S. 185. Hervorhebungen (außer der letzten) JH.



Jörn Halbe, Dr. theol. und Pastor im aktiven Ruhestand, war zuletzt Rektor des Pastoralcollegs Ratzeburg, Pastoralcolleg der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland (Nordkirche).

Die neu entdeckten Nachbarn: Was Bürger, Kommune und Wirtschaft vor Ort bewegen können

Uwe Amrhein eröffnete seinen Beitrag mit drei provokanten Thesen, verbunden mit der Aufforderung an die Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmer, zu prüfen, ob sie die darin beschriebenen Beobachtungen teilen:

1. Die Arbeit in Netzwerken sei eine weithin anerkannte und geübte Arbeitsstruktur. Die auf dem Papier stehende Bereitschaft zu Austausch und Kooperation fände jedoch in der täglichen Praxis wenig Niederschlag, bzw. beschränke sich auf seltene Treffen, die kaum wirksame Effekte erzielten.
2. Die Förderung von Projekten mit einer begrenzten Laufzeit werfe die Frage nach deren Nachhaltigkeit auf. Nach Ende der Finanzierung verschwänden kostbare Erfahrungen und Einsichten im Nirgendwo und an anderer Stelle begänne das Spiel wieder auf Null.
3. Es leiste in sozial-innovativen Projekten – er nannte das Beispiel der Mentoring- und Patenschafts-Szene einer norddeutschen Großstadt – zwar jeder einzelne Träger oder Verein eine engagierte, gute Arbeit, aber jeder beanspruche auch ein eigenes Büro und träte damit in eine Konkurrenz um die knappen Ressourcen der Stadt oder anderer Geldgeber.

Dieser Befund werfe die Frage nach einer Infrastrukturförderung für soziale Innovationen auf.

Die Arbeit des Generali Zukunftsfonds setze hier an.

Es gehe darum, das Verhältnis zwischen zivilgesellschaftlichem Sektor zu Wirtschaft und Politik neu zu definieren, die Kräfte Gleichgesinnter stärker zu bündeln, bürgerschaftliches Enga-

gement zu professionalisieren und bessere politische Rahmenbedingungen dafür zu schaffen.

Der einleitend kritisierten Praxis in Netzwerken stellte er internationale Entwicklungen gegenüber. Er verwies u.a. auf das vom Vernetzungsgedanken getragene Sozialunternehmertum. Denn hier gelänge es durchaus, ein umfängliches Potenzial zu heben. Als beispielhaften Vernetzungsansatz nannte er „Collective Impact“. In den Vereinigten Staaten sei damit die Wirksamkeit bürgerschaftlichen Engagements bereits spürbar gestiegen.

Zentraler Gedanke des Collective Impact oder Gemeinsamen Wirkens sei es, zugunsten einer gebündelten Wirkung die individuellen Agenden einzelner Institutionen zu verlassen. Mehrere Akteure aus unterschiedlichen Sektoren arbeiten mit einer gemeinsamen Agenda an der Lösung eines gesellschaftlichen Problems. Das bedeute weit mehr, als im klassischen Sinne zu kooperieren: Im Unterschied zu herkömmlichen Partnerschaften oder Netzwerken verfügt eine Initiative des Gemeinsamen Wirkens über eine zentrale Infrastruktur, einen strukturierten Prozess, der zu einer gemeinsamen Agenda führe, gemeinsame Messinstrumente, kontinuierliche Kommunikation und sich wechselseitig verstärkende Aktivitäten der Teilnehmer. Werden Coaches oder „Ermöglicher“ eingebunden, lassen sich gemeinsame Erfolgskriterien entwickeln sowie Lern- und Entwicklungsfortschritte festmachen und kontrollieren – immer mit dem Ziel, sich gegenseitig zu unterstützen und voneinander zu lernen.

Erinnerungsprotokoll V.A.;

Link: <https://zukunftsfonds.generali-deutschland.de/ueber-uns/>

WIRKUNG AUF DREI EBENEN

„Unser Selbstverständnis ist nicht das eines passiven Förderers, sondern das eines aktiven, wirksamen Vernetzers“, erklärt Christoph Zeckra, Gesamtverantwortlicher Generali Zukunftsfonds. „In dieser Rolle wollen wir dazu beitragen, erfolgreiche Modelle aus den Themenbereichen Ehrenamt, bürgerschaftliches Engagement und demografischer Wandel zu sammeln, zu bewerten und weiterzuentwickeln – mit dem Ziel, dadurch zu einer zukunftsfähigen Kultur des Zusammenlebens beizutragen.“

Die Förderaktivitäten konzentrieren sich dabei auf drei Wirkungsbereiche: Auf der politischen Ebene setzt der Generali Zukunftsfonds sich dafür ein, die Rahmenbedingungen für bürgerschaftliches Engagement zu verbessern. Auf gesellschaftlicher Ebene unterstützt er Kampagnen, Organisationen, Wettbewerbe und Projekte. Gleichzeitig setzt er sich für ein öffentliches Klima der Anerkennung des Ehrenamts ein. Zudem ist der Generali Zukunftsfonds als freier Förderer in den Bereichen Bildung, Forschung und Wissenschaft tätig.

Link: http://www.b-b-e.de/fileadmin/inhalte/Mitglieder/mitglieder/gzf_pressemappe.pdf



Uwe Amrhein gehört seit Oktober 2012 dem Leiterteam des Generali Zukunftsfonds an. Er ist Mitbegründer der Berliner Stiftung Bürgermut und deren ehrenamtlicher Vorstandsvorsitzender. Die Förderung des bürgerschaftlichen Engagements zählt seit vielen Jahren zu seinen Arbeitsschwerpunkten.

Workshop 1

Was bedeuten ‚Kirchliche Erprobungsräume‘ auf dem Land?

Workshop-Impuls von Andreas von Maltzahn

Die Frage: „Was bedeuten Kirchliche Erprobungsräume auf dem Land?“ löst bei mir Verschiedenes aus.

Zum einen die Einsicht: Wir können nicht so weiter machen wie bisher.

Das klingt banal, ist aber auch ein Stück harte Realität – denn es bedeutet:

- Trauerarbeit: Abschied nehmen von Vertrautem, verbunden mit der Frage: Wer macht diese Trauerarbeit, und wer erklärt es allen Beteiligten, dass diese Trauerarbeit nun dran ist, dass es im Blick auf das altvertraute parochiale Denken nicht mehr so sein wird wie früher?
- Widerstände: Für unser gewohntes parochiales Denken regt es sich auch in uns selbst: Die Bastionen des ‚Unverzichtbaren‘ dürfen doch eigentlich nicht aufgegeben werden, erst recht nicht von kirchenleitender Stelle!
- Erleichterung: Auch diese erlebe ich bei meinen Besuchen vor Ort in mecklenburgischen Gemeinden. Das persönliche Empfinden, dass es so nicht mehr weitergehen kann – mit zu starker Arbeitsbelastung, mit dem Gefühl allumfassender pastoraler Zuständigkeit und dem gleichzeitigen Anspruch eines Gemeindeaufbaus, der rein quantitativ verstanden wird; wenn dieses Empfinden nun endlich von der Institution ‚Kirche‘ nicht länger stillschweigend ausgehalten, sondern endlich geteilt und benannt wird, hat das etwas Erleichterndes.

Zugleich bedeuten kirchliche Erprobungsräume auf dem Land auch: Wir müssen nicht so weiter machen wie bisher!



Andreas von Maltzahn, Dr. theol., ist Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland (Nordkirche) im Sprengel Mecklenburg und Pommern, Sitz in Schwerin.

Daraus ergibt sich:

- Erneuerungspotential: Wir dürfen auch auf andere Weise kirchliches Leben gestalten, als wir es kennen und erlernt haben.
- Verunsicherung: Wir dürfen zwar – was aber ist der richtige Weg?
- unbequeme Freiheit: Wir können nicht mehr so einfach behaupten, im Korsett untauglicher kirchlicher Strukturen gefangen zu sein.

Am Beispiel einer Kirchenregion im Osten Mecklenburgs, deren Mitarbeitenden-Konvent ich vor kurzem besuchte, lässt sich durchbuchstabieren, wie kirchliches Leben in neuen Strukturen zum Beispiel in Bezug auf eine Verteilung von Mitarbeitenden-Stellen aussehen könnte:

Diese Kirchenregion, die 21 Kirchen mit zugehörigen Friedhöfen umfasst, hat derzeit 3,75 Stellen zur Verfügung: 2,5 Pastor/innen-Stellen / 1,25 Gemeindepädagog/in-Stellen / keine Kirchenmusiker/in / keine/n Sekretär/in. In Zukunft könnten die (dann zur Verfügung stehenden) 3,5 Stellen auf Wunsch der Mitarbeitenden in der Struktur einer Großgemeinde anders verteilt sein: 1 Pastor/in / 1 Gemeindepädagog/in / 1 Regionalmanager / ½ Stelle Kirchenmusik

Von Seiten zum Beispiel der Pastor/innen wurde deutlich, worin für sie die Attraktivität einer solche Flexibilisierung von Strukturen besteht: Sie hoffen darauf, befreit vom Verwaltungs- und ‚uneigentlichen‘ Arbeiten, endlich wieder pastoral tätig sein zu können.

Workshop 1

Was bedeuten „Kirchliche Erprobungsräume“ auf dem Land?

Janet Conrad

Wir leben in einer schnelllebigen Zeit. Rasante Strukturveränderungen fordern immer wieder neue Antworten. Gerade in ländlichen Gebieten ist sowohl in den Orts- als auch in den Kirchengemeinden ein Schrumpfen spürbar. Immer weitläufigere Strukturen erschweren das Erlebnis einer nahen Gemeinde und konfrontieren die abnehmende und im Schnitt immer älter werdende Zahl von Haupt- und Ehrenamtlichen mit Herausforderungen, die sie an die Grenzen ihrer Belastbarkeit bringen.

Beim Lausitz-Kirchentag am 04. Juli 2015 in Cottbus leitete ich als Moderatorin den Thementisch „Oma und Opa allein zu Haus“. Für das Gespräch war die Präsidentin des Deutschen Sozialgerichtstages e. V. Monika Paulat als Impulsgeberin eingeladen. Trotz der großen Bemühungen des Gesetzgebers und der Politik den Rahmen für das Altwerden und das Altsein im ländlichen Raum zu schaffen, bleibt aus ihrer Sicht der anhaltende Strukturwandel das zentrale Problem. Attraktive Arbeitsplätze und damit Zukunftsperspektiven für junge Menschen befinden sich fast ausschließlich in Städten. Die ländlichen Gebiete haben das Nachsehen. Mit dem Rückbau der Infrastruktur sinkt die Attraktivität immer weiter.

Der strukturelle Wandel und die Ausrichtung an betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten mit immer effizienteren Strukturen sind eng mit der Wachstumsorientierung unserer Wirtschaft und Gesellschaft verbunden. Kirche und Diakonie haben sich dieser Entwicklung in den letzten Jahren nicht entziehen können.

Wie beim Turmbau zu Babel nehmen in unserer Gesellschaft getrieben vom Geist des Wachstums die Gegensätze und das Sprachengewirr unüberhörbar zu. Wirtschaftswachstum bringt uns aber schon lange keine höhere Lebensqualität mehr. Vielmehr wird das Wohlergehen der Menschen durch das Überschreiten einer Reihe globaler ökologischer Belastungsgrenzen geschmälert. Doch ohne „intakte Ökosysteme sind dauerhafter gesellschaftlicher Fortschritt und blühende Volkswirtschaften nicht denkbar. [...] Seit mehr als 40 Jahren nutzen wir Menschen mehr natürliche Ressourcen als die Erde erneuern kann. Diese Überbeanspruchung kommt zustande,

wenn die natürlichen Ressourcen über das verfügbare Angebot oder die Regenerationsfähigkeit der Erde hinaus nachgefragt werden“ (WWF 2014, S. 8f). In Deutschland verbrauchen wir pro Kopf mehr als doppelt so viele Ressourcen, wie unser Land besitzt. Da die Biokapazität hier nicht ausreicht, nehmen wir die anderer Länder in Anspruch (vgl. WWF 2014, S. 12). Fragen der Gerechtigkeit bei der Verteilung und beim Zugang zu Ressourcen spielen für eine nachhaltige Entwicklung der Menschheit eine nicht zu unterschätzende Rolle. Der Oxfam-„Doughnut“ „beschreibt einen sicheren und gerechten Handlungsrahmen aus Sozioökonomie einerseits und ökologischen Belastungsgrenzen andererseits. Innerhalb dieses Rahmens kann sich die Menschheit weiterentwickeln. [...] ‚Sicher‘ bedeutet, dass kritische ökologische Belastungsgrenzen nicht überschritten werden, damit die Erde für die Menschen bewohnbar bleibt; mit ‚gerecht‘ ist gemeint, dass jedem Menschen ein bestimmtes Maß an Gesundheit, Wohlstand, Macht und Teilhabe zusteht“ (WWF 2014, S. 24).

Die Agenda 21 weist mit ihrem Motto „Global denken, lokal handeln“ auf die Verantwortung in unserer Region, in unserer Kirche und nicht zuletzt jedes Einzelnen hin. In letzter Konsequenz bedeutet ein Einhalten der ökologischen Belastungsgrenzen für uns in Deutschland ein Abgeben und Teilen. Anstatt dem Anhäufen von übermäßigem materiellem Reichtum wäre ein Wachstum an Lebensqualität, mehr Zeit in Familie und Gemeinde sowie für Spiritualität wünschenswert. Im Buch „Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt“ herausgegeben von Brot für die Welt, dem Evangelischen Entwicklungsdienst und dem BUND wird eine Debatte angestoßen, die den Ursachen der zahlreichen gegenwärtigen Krisen auf den Grund geht. Es bietet reichlich Diskussionsstoff für Veränderungen, die letztlich auch Einfluss auf unsere Strukturen haben. Meiner Überzeugung nach bietet eine bewusste Entwicklung hin zu nachhaltigen, fairen Strukturen eine große Chance für die Stärkung der ländlichen Räume (vgl. BUND 2008).

Auf Kirchentagen spielen die angerissenen Themen immer wieder eine Rolle. So gründete sich im Zuge des Kirchentages 2011 in Dresden die Initiative „Anders wachsen“. Sie erarbei-

tete eine Konzeption einer Modellgemeinde für die Zukunft, dabei werden im Raum Dresden insbesondere städtische Gemeinden angesprochen (<http://www.anders-wachsen.de>).

Ich sympathisiere seit einiger Zeit mit der Initiative, sehe aber auch und gerade in den schrumpfende ländlichen Regionen große Potentiale. Derzeit arbeite ich in zwei ländlichen Gemeinden als Gemeindepädagogin. Außerdem studiere ich basierend auf der Anerkennung meines Landschaftsarchitekturstudiums berufsbegleitend an der Hochschule Zittau/Görlitz Soziale Gerontologie. Mit dem Studium weite ich vor allem den Blick von der Spezialisierung auf die pädagogische Arbeit mit Kindern hin zu einer generationsübergreifenden inklusiven Arbeit. In der III. und IV. Untersuchung (2003) über die Kirchenmitgliedschaft wird das „zuweilen ambivalente Verhältnis der Kirchenmitglieder zu Ihrer Kirche angesprochen. [...] Was der eine von Kirche erwartet und was ihn an sie bindet, wird für einen anderen irrelevant sein oder ihn vielleicht sogar vor den Kopf stoßen“ (EKD 2003, S.55). So dominieren seit einigen Jahren in der kirchlichen Arbeit Angebote, die sich auf bestimmte Lebenslagen und Lebenskontexte beziehen wie z. B. Senioren, Krankheit, Familie, Frauen, Kinder- und Jugendliche (vgl. Stoffregen 2013, S. 32 ff). Die Gestaltung von Begegnung, gegenseitiger Wertschätzung und eines solidari-schen Miteinanders der unterschiedlichen Lebenslagen und -phasen ist eine schwierige Aufgabe. Gleichzeitig besteht für die Gemeinden die Herausforderung, ihre Gemeindeglieder zu befähigen, „Vielfalt und Unterschiede als etwas Bereicherndes zu erleben, Teilhabe und Teilgabe für Menschen in unterschiedlichen Lebenslagen zu ermöglichen und ein inklusives Gemeinwesen mitzugestalten“ (Stoffregen 2013, S.33).

Derzeit arbeite ich intensiv an meiner Masterarbeit, die sich in der ländlichen Ortsgemeinde Neißeaue mit den Strukturen beschäftigt, welche den Verbleib älterer Menschen in ihrem vertrauten Wohnumfeld fördern. Neben dem Erkenntnisinteresse sind für mich Kontakt- und Aktionsinteresse von großer Bedeutung. Diese werden mir in meiner generationsübergreifenden Arbeit als Gemeindepädagogin helfen, die Kirchengemeinde als einen Netzwerkpartner im Sozialraum weiterzuentwickeln. Im Zusammenhang mit der Beantragung von

Fördergeldern für die soziale Dorfentwicklung sowie mit dieser Masterarbeit haben die Bürgermeisterin, Vertreter des Unternehmerstammtisches und der Evangelischen Kirchengemeinde Zodel im Herbst 2015 die Initiative „Alt und Jung“ ins Leben gerufen.

In unserem Kirchenkreis werde ich ab Herbst an einer Bildungskonzeption mitarbeiten. Neben der lernzielorientierten Strukturierung kontinuierlicher Angebote für Kinder- und Jugendliche geht es mir dabei ganz wesentlich um die Förderung dialogischer und offener Bildungsprozesse, welche sich nicht allein auf die Heranwachsenden beschränken. Neben der Bewältigung der strukturellen Herausforderungen können auch Gemeindeglieder unterschiedlicher Generationen voneinander lernen und profitieren. Dementsprechend werden wir Konzepte der Teilhabe und Teilgabe von Jung und Alt füreinander bedenken, über den nötigen Rahmen zur Einbindung der unterschiedlichen Begabungen in das Gemeindeleben und ins Gemeinwesen hinein sprechen und überlegen wie diese gefördert und fachlich sowie organisatorisch unterstützt werden können. Inhaltlich sehe ich auch für ländliche Gemeinden in den bereits geschilderten Ideen einer Modellgemeinde der Initiative „anders wachsen“ gute inhaltliche Ansätze für eine zukunftsorientierte Bildungskonzeption. Sie sucht nach Wachstum in all den Bereichen, die dem Leben dienen und übt einen Mentalitätswechsel vom immer mehr Haben hin zum mehr Sein.

Literatur

- BUND, Brot für die Welt & Evangelischer Entwicklungsdienst (2008): Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt. Ein Anstoß zur gesellschaftlichen Debatte. Eine Studie des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie, Fischer Taschenbuch Verlag.
- WWF (2014): World Wide Fund for Nature, Living Planet Report 2014.
- EKD (2007): „Wandeln und gestalten: Missionarische Chancen und Aufgaben der evangelischen Kirche in ländlichen Räumen“, Kirchenamt der EKD.
- Stoffregen, J. (2013): Vielfalt erleben: Unterschiedlichkeit der Lebenslagen und Inklusion in der kirchlichen Praxis, Praxis Gemeindepädagogik 3.2013.



Janet Conrad, Dipl. Ing. (TU), war als Landschaftsarchitektin in der Dorfentwicklungsplanung tätig. Sie arbeitet als Gemeindepädagogin in zwei ländlichen Gemeinden. Seit 2014 berufsbegleitendes Studium der Sozialen Gerontologie an der Hochschule Zittau/Görlitz.

Workshop 2

Fachlich konzeptionelle Theologie einer Kirche mit Anderen

Jörn Halbe

„Einen Himmel zu pflanzen, eine Erde zu gründen“

Gemeinde, in Zelten zu Hause

In der Zeit des Exils – was die Kirchen betrifft, in einer der unseren immerhin ähnlichen Zeit – wird dem Volk in der Fremde ein Zuhause geschaffen, das nicht von dieser Welt ist, aber sie umspannt und die Versprengten als das Volk Gottes allererst wieder versammelt:



Nach der Trauung: Portal der Dorfkirche in Tarmow, Brandenburg.
Foto: Barbara-Maria Vahl

Ich habe meine Worte in deinen Mund gelegt,
und im Schatten meiner Hand hab ich dich geborgen –
einen Himmel zu pflanzen,
eine Erde zu gründen
und zu Zion zu sprechen:
Du bist mein Volk!

(Jes 51,16)

Aus der Verkündigung, als *creatura verbi* entsteht, was da entstehen soll: Ein Zelt, dessen Haut der Himmel ist, durch Pflöcke befestigt auf Erden (ntc MT: pflanzen, [Pflöcke] einschlagen; vgl. Dan 11,45), und dessen Boden ein anderer ist, verlässlicher, tiefer gegründet als der, auf dem sich das Leben verläuft. Unter diesem Himmel, auf diesem Boden, in diesem Zelt – das Volk Gottes: neu und erst wieder ins Leben gerufen, neu und erst wieder in Identität.

Gemeinde, als Volk dieser Identität, lebt diese Identität transitorisch: ihrer gewiss und aus diesem Grund frei, sich in der Welt zu bewegen – verweilend oder weiterziehend, je nachdem, was an der Zeit und am Ort ist. Für Menschen, die zu ihr gehören, die sich ihr anschließen wollen, ist sie in dieser Form ihrerseits Ort transitorischen Lebens. Es ist eine Kette von Identitätsinklusionen, von ‚Zelten im Zelt‘: Himmel und Erde, neu geschaffen durch das anvertraute Wort, durch ‚Kommunikation‘, umfassen das Volk insgesamt; bilden sich in ihm Gemeinden, so wiederholt sich für sie und in ihnen dieselbe bergende Struktur; und ebenso, als ‚zweite Haut‘, formt und umfängt sie das Leben der Einzelnen. Sie können sich in und mit ihr bewegen, sich assoziieren, sich trennen – auch je nachdem, was für sie an der Zeit und am Ort ist. Sie können Gemeinden bilden – in der Volksgemeinde: frei, doch nicht unbestimmt; sondern bestimmt durch den weiten gemeinsamen Raum, den sie haben.

Ein Kirchentraum! Traum von einer Kirche, die sich des Himmels über ihr und des sie tragenden Grundes gewiss ist – und darum nicht eng, doch erst recht nicht beliebig; nicht in sich selbst verliebt und um sich selbst besorgt, sondern mit dünner Haut in der Welt, in der sie keine Heimat hat, aber

diese Gestalt: Auszugsgestalt des Schon-da und des Noch-nicht-am-Ziel.

Diesen Traum nicht nur zu träumen ist möglich. Erlaubt muss nur sein, dass ‚Gemeinde‘ sein darf, was nach diesem Verständnis und dieser Bestimmung Gemeinde dem Wesen nach ist: eine Lebensform des Glaubens. Des Glaubens, der sich des Himmels über sich und des ihn tragenden Grundes bewusst ist – nämlich welchen Himmels und welchen Grundes. Eine Lebensform, die Raum nicht nur lässt, sondern schafft, Individualität in Verbundenheit, Selbstsein in Verbindlichkeit zu leben. Eine Lebensform des Glaubens, die Orte braucht, ja. Aber die davon nicht abhängig ist. Sondern die selbst diese Orte bestimmt: als ihr verwandte erkennt, als sie wärmend, sie weitend gebraucht – oder als solche entdeckt, an die sie gewiesen ist, die sie gestalten, die sie beleben, denen sie von sich selbst abgeben kann, was sie brauchen. Transitorisch zu leben, heißt dann gerade nicht, in Transit-Räumen hausen, an ‚Orten ohne Selbst‘; sondern es heißt,

sie gegebenenfalls sich anzuverwandeln – und heißt noch davor, sich nicht zu schade zu sein, sie aufzusuchen.

Als unsere Kirche begann, sich dafür besondere Institutionen, die ‚Dienste und Werke‘ zu schaffen, war es nicht die Absicht, aber die nicht überraschende Folge, dass die Ortsgemeinden sich dadurch ‚entlasten‘ ließen – ein Beitrag zur Introversion des in Strukturen der Parochie verbleibenden, mit sich beschäftigten Lebens. Ob dabei ‚transparochiale‘ Gemeinden der hier gedachten Art und Gestalt in den Diensten und Werken entstanden sind, ist noch einmal ein eigenes Thema; es gibt gute Anhaltspunkte dafür, aber auch Zweifel. Nicht zu bezweifeln ist aber, dass es, um jener Introversion des ortsgemeindlichen Lebens begegnen zu können, in den Ortsgemeinden selbst zu neuer – oder zu noch mehr – Bildung von Gemeinden kommen müsste, die nicht sesshaft und davon bestimmt, sondern in sich ökumenebereit, soll heißen: so dünnhäutig, dünnwandig sind, dass sie die Fähigkeit haben, sich berühren zu lassen vom ‚Anderen‘.

Workshop 2

Das Volx-Mobil der ‚Sozial-Diakonischen Arbeit – Evangelische Jugend‘ im Kirchenkreis Mecklenburg

Simone Schnackenberg, Stefan Lauterbach, Axel W. Markmann

Das Volx-Mobil ist ein blauer Kleinbus mit dem Team (1 Dipl. Sozialpädagogin und 1 Sozialpädagoge). Damit ist der Mindeststandard beschrieben der notwendig ist, um dieses besondere Projekt der aufsuchenden kirchlich-diakonischen Arbeit in Stadtteilen mit besonderem Entwicklungsbedarf – vorrangig in ländlichen Kleinstädten – durchzuführen. Außerdem braucht es einen Etat für Sachkosten!



Wir sind in der Propstei Neustrelitz im Osten des Kirchenkreises Mecklenburg unterwegs. Diese Region steht insgesamt in der Gefahr, abgehängt zu werden.

Option für die Armen, Einsatz für Demokratie und Toleranz, Beteiligungskulturen entwickeln und ermöglichen und mit kirchlichen Aktivitäten vernetzen sind unsere Grundanliegen. Dabei wirken wir schwerpunktmäßig mit Methoden, die helfen Engagement zu fördern und Impulse für eine Gemeinwesenarbeit zu setzen.

Kirche – Diakonie – Gemeinwesen

Gemeinwesenarbeit war in den 70er Jahren im Westen schon einmal in aller kirchlicher Munde. Damals gab es eine gesellschaftliche Aufbruchsstimmung mit dem Impuls zur Überwindung von Traditionalismus und Konservatismus. Kirche und Diakonie nahmen den gesellschaftlichen Impuls auf und ergänzten die eher „wortlastige“ Ausrichtung von Religion und Spiritualität um die unerlässliche Dimension des „tatkräftigen“ sozialen Handelns.

Angesichts der demographischen Entwicklungen und gesellschaftlicher Verwerfungen gibt es nun eine neue Auseinandersetzung von Kirche und Diakonie mit der Gemeinwesenarbeit. Damit soll der Gefahr eines Rückzuges von Kirche in ihren Binnenraum, des „sich Abkapselns“ in den jeweiligen Gruppen und Gemeinschaften und des „sich Ein-Igeln“ in den je gelebten spirituellen Kulturen begegnet werden.

Trotz aller Bemühungen bei der Entwicklung von zivilgesellschaftlich und diakonisch relevantem Profil – oder vielleicht gerade deshalb – wird öffentlich gern und kräftig betont, dass die kirchengemeindliche Arbeit die Basis der Kirche ist. Doch eine reine Ausrichtung auf die Kerngemeinde verliert aus dem Blick, dass das Entstehen für Gerechtigkeit und Solidarität zentrales Anliegen des christlichen Glaubens und der weltweiten Ökumene ist.

Bei allen Strukturüberlegungen kommt immer noch zu kurz, dass nur die kirchengemeindebezogenen Dienste und die Dienste und Werke mit ihrem Hilfe-, Beteiligungs- und Begleitungsansatz gemeinsam die zukünftige Gestalt der Kirche werden können; denn viele Menschen erleben Kirche am Intensivsten in der Diakonie.

Kirchengemeinde und Dienste und Werke sind die beiden Seiten des einen kirchlichen Engagements im Gemeinwesen. Keine kann ohne die Andere Kirche sein: Wir bezeugen den Auferstandenen in Wort und Tat. Gemeinde und Diakonie sind zum Zusammengehen gewiesen – inhaltlich und strukturell.

Die Geh-Struktur

Es geht uns darum, dass Kirche und Diakonie als zivile Player des Sozialraumes und vernetzt mit anderen Akteuren am Wohlergehen einer Region (eines Dorfes, einer Stadt, eines Stadtteils) mitwirken und sich der Welt zuwenden und öffnen. Es geht uns darum, dass Kirche ihre Binnenfixierung aufgibt und – weltwärts gewandt – zukunftsfähiger wird.

Auch so gestalten wir mit dem Volx-Mobil die Gemeinwesen einzelner ländlicher oder dörflicher Regionen Mecklenburgs als Kirche mit.

Dabei ist das Volx-Mobil zunächst immer der Geh-Struktur verpflichtet; denn wenn Menschen den christlichen Glauben nicht kennen, dann ist es schwer vorstellbar, dass sie in Zeiten der Not und Sorge die Kirche aufsuchen. Darum gehen wir an die Hecken und Zäune, auf die Marktplätze und in die Hinterhöfe. Wir hören zu. Wir hören hin. Wir packen an. Wir helfen – wenn gewollt – und begleiten oder unterstützen. Wir sind zum Anfassen. Wir sprechen an. Wir sprechen aus – auch Dinge die sonst keiner sagt. Wir gehen ein Stück Weg mit. Wir sind da.

Das Volx-Mobil ist stets gastfrei – und kostet den Gast nichts! (1. Petrus 4) Auch so erfahren die Menschen, dass sie „wirklich“ eingeladen, gemeint und Willkommen sind. „Das sind Sie uns wert!“

Wir helfen, Kirche und das kirchliche Leben auf der Straße erlebbar zu machen und mitzugestalten. Wenn das Volx-Mobil in den Stadtteil kommt, bedeutet das oft: „Die von der Kirche sind wieder da und bringen Zeit mit. Jetzt ist Zeit der Begegnung und der Hilfe.“ Manchmal heißt es ganz schlicht: „Jetzt ist hier bei uns endlich was los.“

Wir wollen für alle Menschen des Sozialraums erreichbar sein. Die Straße ist dafür der beste Ort der Begegnung, denn sie hat keine Schwellen. Die Kirche braucht offene Ohren sowohl für das Wort Gottes als auch konkret für die Menschen hier auf Erden. So kann die Tagesordnung der Welt die Tagesordnung der Kirche mitbestimmen und die Kirche die Tagesordnung der Welt durchdringen. Das hilft – beiden.

Unsere Botschaft der Heilung, Hoffnung, Erlösung und Gerechtigkeit wird für Menschen verständlich, wenn wir als Kirche und Diakonie in den Lebenslagen konkret tätig werden und helfend erkennbar sind.

Netzwerkarbeit

Das Volx-Mobil kommt entweder auf Anfrage in die Stadtteile oder weil ein besonderer Bedarf vorhanden ist. Z. B.: Widerstand im Kontext einer Asylbewerberunterkunft, hohe Kinderarmutsquote, Verwahrlosung, Übergriffe etc. Die Arbeit des Volx-Mobil beginnt mit dem Besuch. Wie riecht der Stadtteil? Was ist hier los? Was fehlt? Was hören wir? Wem und wie wollen wir all dem begegnen? Was brauchen die Menschen? Und wer sind unsere relevanten „Player“ in der Region? Neben der Kirche z. B. auch: Freiwillige Feuerwehr, Schulen, Pflegeheime, Kitas, Kaufläden, Kaninchenzüchtervereine. Die ersten Begegnungen finden auf der Straße statt. Später besuchen wir Institutionen in deren Räume. Wir fragen nach und versuchen zu verstehen.

„Was willst Du, das ich Dir tun soll?“ (Lk 18,41) Diese eher privat anmutende Frage Jesu ist längst keine persönliche mehr; denn der Mensch muß auf die strukturelle Gewalt seiner Welt reagieren. Mit dieser zentralen Frage sind wir auch politisch; denn Gerechtigkeit mit ihren vielen Facetten beschäftigt die Menschen. Ebenso sind wir parteilich im Sinne des Evangeliums und seiner Option für die Armen.

Eine Leitlinie unseres Trägers sagt das so: Wir fragen nach den Ursachen von Not und helfen, diese und deren Auswirkungen zu überwinden.

Zeit – Gegenwart und Zukunft

Wir bringen Zeit mit. Wir haben kein Programm, das abgearbeitet werden muß. Wir lassen uns Zeit, um passgenau mit den Menschen im Sozialraum Hilfe zu organisieren und Gemeinschaft zu fördern.

Wir arbeiten mit den Menschen an „Sich-selbst-tragenden Strukturen“ und verorten diese – wenn möglich – im kirchlichen Kontext. Wir kommen regelmäßig – regelmäßig mit Zeit! - und sind im öffentlichen Raum zu finden.

Begegnung und Kontakt, hinzuhören, stehenbleiben und das Gespräch gestalten braucht Zeit! Menschen spüren, ob sich Zeit für sie genommen wird.

Und wenn dann „Sich-selbst-tragende Strukturen“ entstanden sind, hat das Volx-Mobil an diesem Ort seine Zeit gehabt. Dann kommt die Zeit, um weiterhin in Kontakt zu bleiben und in den Netzen mitzuwirken. Das ist dann die Zeit, weiterzuziehen und an anderem Ort hinzuhören, zu riechen, zur reden und Zeit zu gestalten.

Unser niederschwelliger kirchlicher Dienst bringt Zeit für die Menschen mit, die wir auf der Straße und die uns dort treffen wollen. Zeit für das Loswerden durch Aussprechen und für das Loslassen durch Begleitung. Auch dadurch entsteht eine mehr oder weniger befristete Gemeinschaft auf Zeit.

Beteiligung

Das Volx-Mobil will Menschen beteiligen und nicht nur teilnehmen lassen. Es hat keine festen Angebotsprofile. Es ist dem Prozess, dem langsamen Wachsen, dem Miteinander und der Lebenslage verpflichtet.

Wir stärken Menschen für die Gemeinschaft, indem wir da sind und Wege mit ihnen ebnen und zeitweilig gehen. Wir wollen die Gemeinschaft für die öffnen, die auch dazu gehören, aber oft nicht gesehen werden.

Nicht das „dienstleistende Angebot“ für Andere, sondern Partizipation und Beteiligung, Aktivierung; Hilfe und direkte Ansprache sind auch Merkmale einer Kirche mit Anderen und einer Kirche am anderen Ort.

Stefan Lauterbach, Dipl. Sozialarbeiter, ist Leiter des Projekts ‚Volx-Mobil‘, einem Projekt der Sozial-Diakonischen Arbeit Evangelische Jugend im Kirchenkreis Mecklenburg (SoDA-EJ).

Simone Schnackenberg, Dipl. Sozialarbeiterin, ist Projektmitarbeiterin im Projekt ‚Volx-Mobil‘, einem Projekt der Sozial-Diakonischen Arbeit Evangelische Jugend im Kirchenkreis Mecklenburg (SoDA-EJ).

Axel W. Markmann, Diakon, Kaufmann und Pädagoge, ist Geschäftsführer der Sozial-Diakonischen Arbeit Evangelische Jugend im Kirchenkreis Mecklenburg (SoDA-EJ).

Workshop 3

Zur Kooperation von Unternehmen, Stiftungen und Kommunen

Rudolf Schmidt

In den Jahren 2010 – 2012 hat die Stiftung ProAlter – für Selbstbestimmung und Lebensqualität ein Entwicklungsprogramm Neue Nachbarschaftshilfen im Landkreis Kassel durchgeführt, über das ich als Kooperationsbeispiel im Sinne dieses Workshops berichten will.¹

Zunächst will ich darauf hinweisen, dass Kooperation so etwas wie eine konstitutive Organisationsidee für die Arbeit unserer Stiftung überhaupt ist. Bereits für die Gründung der Stiftung im Jahre 2007 durch das Kuratorium Deutsche Altershilfe (KDA) war die Grundidee, die Kooperation von Älteren für Ältere in sozialen Netzwerken zu ermutigen und zu unterstützen. Dabei verdankt sich das Motto der Stiftung „Das hilfreiche Alter hilfreicher machen“² zwei Einsichten:

- Das „hilfreiche Alter“ gibt es seit langem und in vielen Ausprägungen, zum Beispiel in Gestalt informeller Nachbarschaftshilfe. Wegen der absehbaren Folgen der demographischen Entwicklung ist es aber dringend geboten, mehr organisierte Formen von ehrenamtlichen Nachbarschaftshilfen aufzubauen.
- Zahlreiche Untersuchungen zeigen, dass es vor allem auch unter älteren Menschen viele gibt, die sich mehr als bisher engagieren möchten.

Hauptzweck des „Entwicklungsprogramms“ war, neue Nachbarschaftshilfen zu gründen, „die betreutes Wohnen zu Hause und die Entlastung pflegender Angehöriger zum Ziel haben. Dabei geht es einerseits darum, durch Betreuungsleistungen im vorpflegerischen Bereich dazu beizutragen, dass hilfe- und pflegebedürftige alte Menschen so lange wie möglich in

ihrer vertrauten Wohnung und Umgebung leben können, was auch dem Wunsch der weitaus meisten alten Menschen entspricht. Andererseits können dadurch zugleich pflegende Angehörige entlastet und so diese wichtige Versorgungsform – immer noch der „größte Pflegedienst“ in unserer Gesellschaft – gestützt werden“.³

Wie kann eine bundesweit tätige Stiftung Nachbarschaftshilfen vor Ort ins Leben rufen? Nur durch Kooperationen! Die wichtigsten Faktoren waren in diesem Fall:

1. Die Stiftung ProAlter und das KDA als Träger des Projektes haben den Landkreis Kassel als Kooperationspartner gewonnen. Sie haben zunächst die Projektidee erläutert, die vorhandenen Initiativen ähnlicher Art im Landkreis aufgesucht und ihre Arbeit dokumentiert sowie Gespräche mit Kirchen, Wohlfahrtsverbänden, Altenhilfediensten, Sozialplanern und vielen anderen geführt, um Konkurrenzängste abzubauen und Kooperationsmöglichkeiten auszuloten. Am Ende stand ein ausführlicher Projektvorschlag.
2. Der Landrat und die Vize-Landrätin haben alle 29 Städte und Gemeinden des Landkreises zu einer weitergehenden Informationsveranstaltung mit Diskussion des Projektvorschlages eingeladen, in der über 80 Prozent der Kommunen vertreten waren.
3. In der sogleich gebildeten Projektsteuerungsgruppe waren die Vize-Landrätin, der Bürgermeister einer großen Landkreisgemeinde, der Vorsitzende eines bereits bestehenden Nachbarschaftsvereins, das KDA und die Stiftung vertreten.

1 Einzelheiten sind dem Abschlussbericht zum Projekt „Neue Nachbarschaftshilfen im Landkreis Kassel“, Köln 2013, unter www.nachbarschaftshilfe-kassel-land.de zu entnehmen (Abruf am 05.08.2016).

2 Vgl. Stiftung Pro Alter für Selbstbestimmung und Lebensqualität (Hg.), Neue Nachbarschaftshilfen im Landkreis Kassel, Das hilfreiche Alter hilfreicher machen! Eine Stiftung des Kuratoriums Deutsche Altershilfe, <http://www.nachbarschaftshilfe-kassel-land.de/files/Entwicklungsprogramm-Neue-Nachbarschaftshilfen-Stand-24-08-2010.pdf> (Abruf am 05.08.2016).

3 Abschlussbericht 2013, Ebd., S. 8.

4. Ein langjährig erfahrener Mitarbeiter des Landkreises, zugleich Gemeindevorsteher und Vereinsvorstand, wurde mit halber Stelle als Kümmerer im Projekt angestellt und war ständiger Gast in der Projektsteuerungsgruppe.
5. In insgesamt acht interessierten Gemeinden wurden zunächst Sondierungsgespräche mit den Bürgermeistern, sodann Multiplikatorenengespräche (Verbände, Vereine, Kirchengemeinden etc.) und gegebenenfalls Auftaktveranstaltungen mit Bürgerinnen und Bürgern durchgeführt.
6. Ergebnisse während der Projektlaufzeit: Es entstanden vier Nachbarschaftshilfen. Die Aufgaben einer Nachbarschaftshilfe wurden in den Vereinszweck „Generationen-

haus Bahnhof Hümme e.V.“ übernommen. Und das wohl wichtigste Ergebnis: Das Projekt wurde vom Landkreis Kassel als Daueraufgabe übernommen.

7. Das Projekt wurde nicht zuletzt wegen seiner kooperativen Anlage von der Share Value Stiftung, dem Hessischen Sozialministerium und den Verbänden der Pflegekassen in Hessen, dem Deutschen Hilfswerk, dem Landkreis Kassel und durch ehrenamtliche Arbeit der Stiftung in Gestalt der Projektentwicklung und Projektleitung finanziert.

Natürlich gab es auch das Projekt hemmende Faktoren. Diese können dem Abschlussbericht entnommen werden.⁴

4 Ebd.



Rudolf Schmidt, Prälat em., Vorsitzender der Stiftung ProAlter – für Selbstbestimmung und Lebensqualität, Köln; Aufsichtsratsvorsitzender des Kuratorium Deutsche Altershilfe, Köln.

Workshop 3

Zur Kooperation von Unternehmen, Stiftungen und Kommunen

Christian Peters

1. Zielstellung

Das Ziel des Projekts Solidarische Ökonomie besteht in der Einbeziehung von Kirchgemeinden in vorhandene sowie neu zu entwickelnde Ansätze zum ökonomischen, ökologischen und sozialen Wandel in Mecklenburg-Vorpommern. Der Hauptfokus liegt dabei auf einer bedarfsorientierten, von den Menschen vor Ort mitgestalteten Ökonomie in strukturschwachen Räumen. Das Projekt soll einen Beitrag zur Stabilisierung dieser Räume leisten.

Konkret soll die Projektstelle die ökonomische Entwicklung an drei bis vier geeigneten Standorten unterstützen beziehungsweise mit gestalten, zum Beispiel durch die Moderation von Prozessen der Bürgerbeteiligung, aber auch ganz praktisch beratend in Bezug auf Finanzierung, Antragstellungen und so weiter. Eine Beteiligungsorientierung und demokratische Gestaltung im Sinne einer Kirche mit anderen stellen dabei zentrale Elemente dar. Potenzielle Partner sind zum Beispiel die Kommunen, die Wirtschaft vor Ort und last but not least die Zivilgesellschaft.

2. Dorfladen Bernitt

Im Dorf Bernitt bei Bützow bildete sich eine Initiative mit dem Ziel, den 2013 geschlossenen Dorfladen wieder zu eröffnen, um die Versorgung mit Lebensmitteln im Dorf zu ermöglichen.

Als Verantwortlicher der Projektstelle „Solidarische Ökonomie“ recherchierte ich mögliche Finanzierungsquellen und beriet in Bezug auf regionale Lieferwege und die Gesellschaftsform, die neben einer tragfähigen Wirtschaftlichkeit auch die möglichst breite und dauerhafte Beteiligung und Vernetzung vor Ort sichern sollten. Bezüglich der Rechtsform

fiel die Entscheidung der Bürger auf die Gründung einer Genossenschaft, deren Gründungsprozess ich ebenfalls begleitete. Außerdem organisierte ich den Erfahrungsaustausch zwischen ähnlichen Projekten, unter anderem auch durch entsprechende Exkursionen. Der Laden wird im Oktober 2016 eröffnet.

Neben der Verbesserung der Nahversorgung plant die Dorfladeninitiative eine weitere Belebung der Dorfmitte durch eine Touristeninformation, ein Café, ein Restaurant für Mittagsgäste und eine Bibliothek.

3. Unterstützung von weiteren Projekten

Inzwischen habe ich eine Reihe ländlicher Gemeinden kennengelernt, von denen bereits drei weitere eine Kooperation mit dem Projekt des KDA eingegangen sind: In Siggelkow bei Parchim hat sich 2013 der Verein „Zukunft Gemeinde Siggelkow e.V.“ gegründet. Dieser hat das Ziel, „in engem Zusammenwirken mit der Gemeindevertretung sowie kompetenten regionalen Akteuren [...] Projekte zu entwickeln, um [...] den negativen Auswirkungen des demographischen Wandels ... wirkungsvoller entgegen zu treten und so die wirtschaftliche, soziale und ökologische Stabilität des ländlichen Siedlungssystems zurückzugewinnen.“¹ Die lokale Kirchgemeinde ist hier unter anderem durch drei Vertreterinnen des Kirchgemeinderats aktiv.

Die Arbeit im Rahmen des KDA-Projekts besteht vor allem in der Beratung in Bezug auf Förderwege für die lokale Daseinsvorsorge. So habe ich zum Beispiel ein Treffen der Regionalentwicklungsabteilung des zuständigen Landkreises mit dem Fachdienst Soziales des Landkreises, dem Dorfverein und

¹ Vgl. Zukunft Gemeinde Siggelkow e.V., Siggelkow 2013, http://www.gemeinde-siggelkow.de/index.php?option=com_content&view=article&id=221&Itemid=110 (Abruf am 05.08.2016).

einem Unternehmer der Pflegebranche organisiert. Gesprächsinhalt des Treffens war die Einrichtung einer Tagespflege, die vor Ort von den Bürgern als Bedarf identifiziert wurde. Nach der Beratung bestand Einigkeit über die Bedarfslage; der Landkreis beurteilt das Projekt sehr positiv. In Bezug auf eine Förderung im Rahmen der Europäischen Fonds wurde gemeinsam weiter recherchiert. Parallel suchte ich nach passgenauen Krediten. Inzwischen haben die Sanierungsarbeiten für ein geeignetes Gebäude begonnen, die Finanzierungsfrage ist weitgehend geklärt und die Tagespflege wird 2017 eröffnet.

Ein weiteres Themenfeld, das mich beschäftigt, ist die regionale Mobilität: hier organisierte ich ein Gespräch mit Herrn



Kirchen sind Treffpunkte auf dem Dorf - und gern auch die Lokale drumherum – hier in Lindow, Brandenburg.

Foto: Barbara-Maria Vahl

Prof. Onnen-Weber vom Kompetenzzentrum ländliche Mobilität“ in Wismar und der Bürgermeisterin Frau Lübke und wirkte im Hinblick auf Logistik, Finanzierung an der Planung eines Bürgerbusses in Siggelkow mit für die Menschen, die kein eigenes Auto fahren. Die Finanzierung ist auch hier inzwischen weitgehend geklärt worden. Weitere Aktivitäten in

Siggelkow waren inhaltliche Gestaltung eines Altentreffs (z. B. Vorträge), sowie gemeinsam mit einem lokalen Unternehmer die Planung eines Cafés beziehungsweise Treffpunkts.

Einen anderen Schwerpunkt hat die Projektarbeit in der Kleinstadt Penzlin bei Neubrandenburg: Hier plant die Stadt in Kooperation mit der Kirchgemeinde und dem örtlichen Diakonieverein den Umbau eines Gebäudekomplexes zu einer barrierefreien Wohnanlage für ältere Menschen. Im Rahmen dieses Projekts ist ein kultureller, sozialer und gastronomischer Treffpunkt für die Bürger der Stadt geplant, in dem unter anderem Menschen mit Behinderungen einen Arbeitsplatz finden sollen.

Die Unterstützung durch den KDA bestand hier bisher vor allem in der Recherche nach Vorbild-Projekten und nach Förderungen durch die Europäische Union, Land und Kirche. Der nächste Schritt im Rahmen des Projekts war eine Exkursion zu einem Mehrgenerationenhaus mit ähnlichem Profil in Torgelow; daraufhin entwarf ich eine erste Projektskizze. Als nächstes werden andere gesellschaftliche Akteure vor Ort wie zum Beispiel der Arbeitslosenverband und die Volkssolidarität in einer „Ideenwerkstatt“ mit einbezogen werden. Das Projekt genießt bereits heute bei allen Partnern eine sehr hohe Priorität.

Außerdem fanden Beratungen in der Gemeinde Görmin bei Greifswald statt. Themen waren hier die Mobilität, ein potenzieller Dorfladen und eine Art solidarisches Restaurant als kultureller Treffpunkt. Ich hatte hier vor allem konzeptionell beratende Funktionen, eine weitergehende Zusammenarbeit ist zur Zeit nicht angedacht.

Kooperation besteht mit der Kirchengemeinde Altefähr/Rambin: Hier geht es um den Neubau des Pfarrhauses in Rambin als Einrichtung des betreuten Wohnens mit einem Pfarrgarten, der durch die Bewohner mit genutzt werden soll, die Einrichtung von Arbeitsplätzen für behinderte Menschen und die Nutzung des Hauses durch die Kommune (kultureller Treffpunkt). Ich habe hier vor allem die Fördermittelakquise im Raum der Kirche übernommen und bin an der Konzeptentwicklung beteiligt.

Die Landesebene

Eine Kooperation auf Landesebene wurde mit dem Kirchlichen Energiewerk des Kirchenkreises Mecklenburg verabredet. Diese Institution berät Kirchengemeinden in Energiefragen und leistet konkrete Beiträge zur Unterstützung der Energie-

wende im Raum der Kirche und der Diakonie. Das Projekt des KDA wird bei diesen Themen das Energiewerk mit einbeziehen und umgekehrt wird das Energiewerk bei Fragen der lokalen Ökonomie, die über die Energieversorgung hinausgehen, sich an das Projekt des KDA wenden.

Außerdem ist das Projekt des KDA gemeinsam mit der Evangelischen Akademie der Nordkirche Partner im Forum Ländliche Entwicklung Mecklenburg-Vorpommern. Die anderen Partner sind das Steinbeis-Transferzentrum Angewandte Landschaftsplanung an der Universität Rostock, die Forschungs-GmbH an der Hochschule Wismar, das Neubrandenburger Institut für kooperative Regionalentwicklung und die Akademie für Nachhaltige Entwicklung M-V. Projektträger und Geschäftsstelle des Forums ist die Landgesellschaft M-V.

Dieses von der Landesregierung geförderte Forum ist ein Informations- und Kompetenzzentrum für die ländliche Ent-

wicklung. Unter anderem werden hier passgenaue Beratung auf kommunaler Ebene angeboten und die Vernetzung der relevanten Akteure auf dem Gebiet unter Einbeziehung der wissenschaftlichen Ressourcen im Land vorangetrieben.

Insbesondere wirkt das Forum unterstützend dabei, kreative Ideen zur Bewältigung aktueller Herausforderungen in ländlichen Räumen zu entwickeln und deren Umsetzung zu realisieren.

Ziel ist in diesem Rahmen auch, die gesellschaftliche Diskussion über bürgerschaftlich initiierte, bedarfsorientierte Wirtschaftsweisen anzuregen, zum Beispiel in Form von Gesprächskreisen beziehungsweise „Salons“ mit Partnern aus Wirtschaft, Politik und Zivilgesellschaft. Eine erste Veranstaltung in diese Richtung fand im April dieses Jahres in Güstrow statt. Eine regelmäßig stattfindende Reihe von Veranstaltungen zum Thema beginnt im Oktober unter dem Namen „Dialog im Münster Doberan“.



Christian Peters, Sozialökonom. Schwerpunkte: arbeitsmarktpolitische Landesprogramme; Gesundheitsförderung in der Arbeitswelt. Seit 2014 arbeitet er für den Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt des KDA Rostock. Arbeitsbereich: Unterstützung lokaler ökonomischer Kooperationen von Kirche, Zivilgesellschaft und Kommune.

Neue Kooperationen Kirche und Diakonie in Norddeutschland

Kathrin Jütte



Deutschland verliert immer mehr Einwohner. Jahr für Jahr, und zwar vor allem auf dem Land. Das betrifft die Kommunen ebenso wie die Kirchengemeinden. Traditionsabbrüche sind hier wie dort spürbar. Doch das Schrumpfen muss nicht automatisch eine Katastrophenstimmung heraufbeschwören,

es bietet auch die Chance für einen Aufbruch. Allerdings muss diese wahrgenommen und gestaltet werden. Viele Kirchengemeinden und Kommunen haben das erkannt und steuern in Stadt und Land schon heute mit verschiedenen Konzepten und Projekten dagegen.

Das große Verdienst der Herausgeberinnen und Herausgeber dieses umfangreichen Bandes ist das Sammeln, Bündeln und Zusammenfassen von zahlreichen Beiträgen, die sich eben diesem Thema widmen und in den vergangenen drei Jahren entstanden sind. Den Fokus haben sie dabei auf Norddeutschland gerichtet und wissenschaftliche Abhandlungen, Vorträge, Interviews und praktische Beispiele zusammengestellt. Neu ist: Kirche und Diakonie gehen in diesem Prozess aufeinander zu. Oder wie es Ulrich Lilie, Präsident der Diakonie Deutschland, in seinem Geleitwort formuliert: „Kirchengemeinden und diakonische Einrichtungen verstehen sich – so das Kernanliegen – zukünftig gemeinsam in neuer Weise als aufeinander bezogene Akteure, als Geschwister vor Ort, im Sozialraum.“ Denn – und das durchzieht alle Beiträge: Die Orientierung auf das Gemeinwesen bietet die Chance, dass die unterschiedlichen „Systeme“ von Kirche und Diakonie ihren gemeinsamen Auftrag wahrnehmen. Gefragt sind also neue Kooperationen im Dorf, der Kleinstadt und im Quartier der Großstadt. So können bürgerschaftliche, kirchliche und diakonische Fragen fortan gemeinsam diskutiert werden.

Die Autorinnen und Autoren, allesamt Experten ihres Faches, beschäftigen sich mit dem Thema in allen seinen Facetten: von den theologischen Ansätzen zur Gemeinwesenarbeit und Gemeinwesendiakonie über das Nachdenken zur Zukunft der Ortsgemeinde, von Diskursen der kirchlichen Arbeit im städtischen und ländlichen Raum bis zum Gemeinwesen in sozialpolitischer Sicht. Dabei wird auch der Inklusion Tribut gezollt.

Rezension des Bandes Sebastian Bork/Astrid Giebel/Anke Homann (Hg.): Wechselwirkungen im Gemeinwesen. Wichern Verlag, Berlin 2016, 328 Seiten, erschienen in zeitzeichen. Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft, 17. Jg, August 2016, S. 67f.

Wer sich diesen Sammelband zu Gemüte führt, erfährt Neues über die kirchliche Arbeit in der multireligiösen Stadt ebenso wie über die Modelle aus Mecklenburg und Vorpommern, wo der Rückgang der Gemeindeglieder noch spürbarer ist. Das Thema Perspektiven im Ehrenamt wird ebenso behandelt wie kirchliche Berufe in der Gemeinwesendiakonie.

Alle Beiträge eint: Sie bieten hinreichend theoretische und praktische Konzepte zur Weiterarbeit an einem gelingenden Gemeinwesen. Die einzelnen Beiträge des Bandes selbst sind von unterschiedlicher sprachlicher Qualität, manche wenige etwas sperrig, andere wieder äußerst verständlich formuliert. Sehr leserfreundlich sind am Ende jedes Beitrags Hinweise auf weiterführende Literatur und Internetquellen, denn sie ermöglichen anknüpfende Lektüre.

Mit diesem Buch können die Kirchen in Norddeutschland das gemeinsame Projekt von Kirche und Diakonie im Gemeinwesen vorantreiben, es liegen vielversprechende Handlungskonzepte und theologische Grundierungen vor. Und allen anderen bietet dieser Sammelband mehr als genug Material, um in die Thematik einzusteigen.

Dass dieses dringend Not tut, bemerkt die Theologin Cornelia Coenen-Marx: „Es ist noch schmerzlich spürbar, dass die Fachleute und Generalisten in Kirche und Diakonie verschiedene Sprachen sprechen.“ Und doch resümiert sie in ihrem Beitrag: „Erst in der Kooperation von Kirche und Diakonie entsteht das Neue.“ Vielleicht werden dann auch die ländlichen Räume im Ringen um neue Lösungen nicht mehr die typischen Nachzügler sein, sondern Vorbilder künftiger Gesellschaften.

Ko-Kreation von Gemeinwohl. Kirche und Diakonie als Partner und Gestalter des Wandels im ländlichen Raum.

Tagung der Diakonie Deutschland
am 18./19.02.2016 im Kloster Haydau/Morschen



Einleitung und Begrüßung

Peter Bartmann

Die Entwicklung ländlicher Räume ist eine Gemeinschaftsaufgabe unterschiedlicher Akteure. Dies gilt besonders für periphere ländliche Räume, in deren Orten Nachbarschaftshilfe und Gemeinschaftsleben in Kirchengemeinden und Vereinen für die Lebensqualität wesentlich sind. Das war schon immer so – aber die heutige Situation erlaubt keine einfache Fortschreibung der Traditionen. Die Kirche im Dorf ist oft denkmalgerecht saniert – unter Einsatz der gesamten Bevölkerung, nicht nur der Kirchenmitglieder – aber sie ist kein selbstverständlicher Mittelpunkt mehr. Das Gasthaus nebenan ist seit längerem geschlossen, die Grundschule ist im Nachbarort und die Wege zum Arbeitsplatz sind weit oder sogar sehr weit. Die landwirtschaftliche Produktion hat sich vom Leben auf dem Land praktisch entkoppelt, mit der Ausnahme der oft kleinen ökologischen Betriebe.

Die Ausnahmen sind ein wichtiger Ansatzpunkt – auch für diese Tagung. Es gibt viele Ausnahmen vom Trend des Wegzugs und Infrastrukturrückbaus in peripheren ländlichen Regionen: Zum Beispiel die Verbandsgemeinde, die als „gesunde Gemeinde“ attraktiv sein will für ältere Menschen wie auch für Familien mit Kindern. Oder ein Ortsteil im Fränkischen, der für eine Arztpraxis, eine Tagespflege und einen Supermarkt im Ort sorgt. Oder ein kirchliches Projekt, in dem Menschen, die sich für ihr Dorf einsetzen wollen, die Kenntnisse erhalten, um selbst Projekte zu entwickeln und umzusetzen.

Die Ausnahmen kann man nicht zur Regel machen, aber man kann voneinander lernen und sich miteinander vernetzen. Netzwerkarbeit ist für die Entwicklung in ländlichen Räumen so wichtig, weil die Kenntnisse, Verbindungen, finanziellen Mittel, die vor Ort nicht verfügbar sind, neu zugänglich werden durch digitale und analoge Netzwerke. Während der Ausbau des digitalen Netzes vor allem eine technische und finanzielle Herausforderung ist, geht es bei der Vernetzung von Menschen auch darum, dass sie potenzielle Kooperationspartner erkennen und sich selbst als Partner in einem Netzwerk verstehen. Gerade wenn man – wie im kirchlichen Raum – über ein großartiges eigenes Netzwerk verfügt, das die Kirchengemeinde

mit den verschiedenen kirchlichen Diensten in der Region, in der Landeskirche verbindet, besteht die Gefahr, sich auf die eigenen Kreise zu beschränken und sich nicht auf andere mögliche Kooperationspartner einzustellen. Diese Gefahr zeigt sich schon in der Zusammenarbeit von Kirche und Diakonie, weil Arbeitsteilung immer mit Grenzziehungen einhergeht. So begegnen sich dann die Pflegerin der Diakoniestation und die Pfarrerin im Auto auf der Landstraße und ahnen nur die Kooperationsmöglichkeiten, die das Leben alter Menschen – und ihre eigene Berufsarbeit – möglicherweise erleichtern würden.

Das Kloster Haydau ist ein guter Ort, um über Themen wie Kooperation und Netzwerkarbeit nachzudenken. Die Tagungsstätte eines international tätigen Konzerns, der auch regional präsent ist, lädt zum Zusammen-Denken ein. Zusammen-Denken bedeutet: Sich als Kirche und Diakonie füreinander und für andere Kooperationspartner zu öffnen. Es bedeutet aber auch, Perspektiven aus unterschiedlichen Regionen zusammenzubringen, zu vergleichen und auf dieser Basis über die Rahmenbedingungen nachzudenken, die durch die Europäische Union, Bund und Länder gesetzt werden. Unerlässlich ist für den Prozess des Nachdenkens die wissenschaftliche Perspektive, die auf „blinde Flecken“ in unserer Wahrnehmung der Entwicklungschancen und –risiken sozialer Infrastruktur in ländlichen Räumen aufmerksam macht. Ein wesentliches Anliegen dieser Tagung ist es, die distanzierte Perspektive der regionalen Demographie, der Raum- und Infrastrukturplanung mit der Lebens- und Handlungsperspektive der beteiligten Menschen in Kontakt zu bringen, so dass vor Ort auch an den Themen gearbeitet werden kann, die aus einer übergeordneten Perspektive als besonders chancen- oder risikoreich erscheinen.

Die Vielzahl der angesprochenen Perspektiven läßt sich am besten in der Zusammenarbeit unterschiedlicher Akteure zusammenbringen. Für die nicht alltägliche Zusammenarbeit mit der Diakonie Hessen, mit der Evangelischen Kirche in Kurhessen-Waldeck, dem Evangelischen Forum Schwalm-Eder, dem Zentrum Gesellschaftliche Verantwortung der

Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit in der EKD, der Landjugendakademie Altenkirchen und der Akademie der Versicherer im Raum der Kirchen möchte ich im Namen der

Diakonie Deutschland herzlich danken. Herrn Volker Amrhein (Berlin) und Herrn Pfarrer Dierk Glitzenhirn (Schwalmstadt) gebührt besonderer Dank für die konzeptionelle und organisatorische Verantwortung.



Pfarrer Dr. Peter Bartmann, Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e. V. – Diakonie Bundesverband; Ev. Theologe und Gesundheitsökonom, leitet seit 2010 das Zentrum Gesundheit, Rehabilitation und Pflege. Nach Studium der Philosophie und Theologie in Heidelberg und Berlin, der Ausbildung zum Pfarrer in Frankfurt/Main, war er u.a. am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Arbeitsgruppe Public Health, tätig. Schwerpunkte: Gesundheitsreformen.

Geleitwort

Georg Hofmeister

Die ländlich-peripheren Regionen sind in besonderer Weise durch den demografischen Wandel, den Verlust von Arbeitsplätzen und den Wegfall von Infrastrukturen, wie Kindertagesstätten, Schulen, gesundheitlicher Versorgung oder öffentlichem Nahverkehr betroffen. Das wirtschaftliche, soziale und kulturelle Leben droht hier zunehmend zu erodieren.

Damit jetzige und kommende Generationen eine Chance haben, in ländlichen Räumen wohnen zu bleiben und leben zu können, ist ein Paradigmenwechsel in der Sozialraumgestaltung erforderlich. Anstelle von Fragmentierung, Segmentierung, Institutionsorientierung und Defizitorientierung sind Kooperation, Ko-Kreation, Konvivialität, Gemeinwesenorientierung und Ressourcenorientierung die zentralen Leitbilder der Zukunft.

Kirche und Diakonie sind in diesem Prozess wichtige und unverzichtbare gesellschaftliche Akteure. Sie verfügen über gute sozialräumliche Kenntnisse und Kontakte sowie über räumliche und personelle Möglichkeiten. Oftmals sind sie auch Initiatoren von wegweisenden Projekten und Initiativen. Kirche und Diakonie sind an vielen Orten Wegbereiter und Begleiter, damit ländliche Regionen lebenswert und lebendig bleiben. Denn wo Traditionelles und Altbewährtes zu Ende geht, bietet sich auch die Chance, dass Raum für neue innovative Ideen entsteht.

Die vorliegende Dokumentation zeigt diese neuen Strategien auf und macht deutlich, wieviel vor Ort erreicht werden kann, wenn alle gesellschaftlichen Akteure, Institutionen und Fachbereiche zusammenwirken und neue Wege der Kooperation bestreiten.

Die Akademie der Versicherer im Raum der Kirchen, eine Einrichtung der Bruderhilfe-Pax-Familienfürsorge, hat die Tagung „Ko-Kreation von Gemeinwohl“ gerne mit geplant und die vorliegende Dokumentation unterstützt, um die wegweisenden Beiträge einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Der Themenbereich „Diakonie und Kirche als Partner und Gestalter des Wandels im ländlichen Raum“ hat uns in den letzten Jahren in verschiedenen Formen inhaltlich beschäftigt. So sind wir beispielsweise nicht nur Partner der EKD-Tagung „Land-Kirchen-Konferenz“, sondern auch Mitauftraggeber der Studie „Alternative Formen kirchlicher Präsenz in Peripherieräumen“, die in diesem Jahr erschienen ist. Unsere Aufgabe ist es, die Kirchen und die kirchliche Wohlfahrt in ihrer Arbeit zu unterstützen, indem wir mithelfen, die Projekte und Vorhaben unserer kirchlichen Partner zu verwirklichen. Themen im Schnittpunkt von Kirche und Gesellschaft finden dabei unsere besondere Beachtung.

Volker Amrhein von der Diakonie Deutschland – Evangelischer Bundesverband und den weiteren kirchlichen Kooperationspartnern der Tagung danken wir an dieser Stelle für die gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit bei diesem gemeinsamen Vorhaben.

Die ländlichen Regionen benötigen Ideengeber und Motoren für ein sozialverträgliches Gemeinwesen und für zukunftsfähige Sozial- und Infrastrukturen. So können die Herausforderungen bewältigt und der Wandel gestaltet werden. Die Lektüre dieser Dokumentation gibt Ihnen dafür neue Anregungen und Einblicke.



Pfarrer Dr. Georg Hofmeister, Geschäftsführer der Akademie der Versicherer im Raum der Kirchen; Studium der Evangelischen Theologie in Marburg, Göttingen und Heidelberg, im Anschluss Promotion an der Theologischen Fakultät in Basel.

2003–2012 Studienleiter der Evangelischen Akademie Hofgeismar; seit 2012 Pressesprecher der Versicherer im Raum der Kirchen, Bruderhilfe – Pax – Familienfürsorge und Geschäftsführer der Akademie der Versicherer im Raum der Kirchen.

Andacht zur Eröffnung zu Lukas 5, 17–26

Annegret Zander

Die Heilung eines Gelähmten (»Der Gichtbrüchige«)

17 Und es begab sich eines Tages, als er lehrte, dass auch Pharisäer und Schriftgelehrte dasaßen, die gekommen waren aus allen Orten in Galiläa und Judäa und aus Jerusalem. Und die Kraft des Herrn war mit ihm, dass er heilen konnte. 18 Und siehe, einige Männer brachten einen Menschen auf einem Bett; der war gelähmt. Und sie versuchten, ihn hineinzubringen und vor ihn zu legen. 19 Und weil sie wegen der Menge keinen Zugang fanden, ihn hineinzubringen, stiegen sie auf das Dach und ließen ihn durch die Ziegel hinunter mit dem Bett mitten unter sie vor Jesus. 20 Und als er ihren Glauben sah, sprach er: Mensch, deine Sünden sind dir vergeben. 21 Und die Schriftgelehrten und Pharisäer fingen an zu überlegen und sprachen: Wer ist der, dass er Gotteslästerungen redet? Wer kann Sünden vergeben als allein Gott? 22 Als aber Jesus ihre Gedanken merkte, antwortete er und sprach zu ihnen: Was denkt ihr in euren Herzen? 23 Was ist leichter, zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben, oder zu sagen: Steh auf und geh umher? 24 Damit ihr aber wisst, dass der Menschensohn Vollmacht hat, auf Erden Sünden zu vergeben – sprach er zu dem Gelähmten: Ich sage dir, steh auf, nimm dein Bett und geh heim! 25 Und sogleich stand er auf vor ihren Augen und nahm das Bett, auf dem er gelegen hatte, und ging heim und pries Gott. 26 Und sie entsetzten sich alle und priesen Gott und wurden von Furcht erfüllt und sprachen: Wir haben heute seltsame Dinge gesehen.
(Lukas 5, 17–26)

Das Haus war voll. Bis unters Dach.
Er hatte Anziehungskraft. Heilkraft. Aufstehkraft.

Darum quetschten sie sich hinein in das Haus, das viel zu eng war, um alle zu fassen. Keine Armeslänge Abstand war mehr möglich. Sie reichten die Gläser mit Tee weiter. Starker schwarzer, süßer Tee. Die Gastfreundschaft der Gastgeberin, die verrückt genug war, alle in ihr Haus einzuladen. Die Kaffeemaschine kochte außerdem die dritte Kanne Kaffee.

Was für eine Versammlung! Sonst saß sie hier immer allein. Die Nachbarin nebenan auch. Ihr war der Mann schon vor Jahren gestorben. Neben ihr stand nun das alte Ehepaar von schräg gegenüber. Der 12-jährige Enkel war gerade zu Besuch. Daneben eine italienische Mutter mit Baby, die ziemlich entnervt war, weil hier normalerweise niemand mit niemand sprach. Auch nicht mit ihr – vielleicht weil sie einen so starken Akzent hat. Aber auch, weil man hier niemand auf der Straße oder im Vorgärten trifft.

Alle aus der Straße waren gekommen. Alle da.
Reingequetscht in Wohnzimmer, Flur, Küche.
Und es kamen immer noch mehr.
Er hatte Anziehungskraft. Heilkraft. Aufstehkraft.

Was für eine Versammlung! Neben ihm auf dem Sofa und in den Sesseln saßen der Bürgermeister, die Pfarrerin, der Imam, der katholische Ortspriester, die Geschäftsführerin des örtlichen Pflegeheims, die Pflegedienstleitung der ambulanten Pflege der Diakonie, der Landrat. Auch aus den benachbarten Ortschaften und Kleinstädten waren die entsprechenden Würden- und Amtsträger gekommen. Die Stühle waren längst ausgegangen. Man saß auf Armlehnen, lehnte an Vitrinen, hing auf den Tischkanten. In den verbleibenden Ecken lauschten die Nachbarinnen und Nachbarn diesem außergewöhnlichen Geschehen. Sie würden diesen Tag später „den Aufsteh-Tag“ nennen.

Am vergangenen Samstag besuchte ich den Kirchenvorstand eines Kirchspiels in Osthessen. Das Kirchspiel besteht aus 4 Kirchengemeinden mit 11 Dörfern und ziemlich vielen Hügeln, Tälern und Wald. In einem der Dörfer oben auf der sonnigen Höhe mit 100 EinwohnerInnen wurde gerade das letzte leerstehende Haus verkauft. In den nebligen Niederungen sieht das anders aus. Hier stehen viele Häuser leer. Ein Kirchenvorsteher zeigt mir beim Rundgang die Häuser, die demnächst leer stehen werden, wenn die Alten schließlich gestorben oder ins Altenheim der Kreisstadt gegangen sind.

Nach vielleicht 82 Jahren, die sie immer hier gewohnt hatten, mit ihrem Garten, den Nachbarn, der Kirche in Fußnähe und der Ärztin um die Ecke. Das Kirchspiel liegt im Gebiet des Demografietyps 5 (nach www.wegweiser-kommune.de): Städte und Gemeinden in strukturschwachen ländlichen Räumen.

Im Wegweiser heißt es:

„Insgesamt sind diesem Typ 602 Kommunen zugeordnet

- kleinere Städte und Gemeinden in strukturschwachen ländlichen Räumen
- Städte und Gemeinden in westdeutschen Bundesländern
- weit entfernt von großen Zentren
- zunehmende Einwohnerverluste
- geringe Bedeutung als Arbeitsort und sehr wenige Arbeitsplätze für Hochqualifizierte
- solide Einkommenssituation der Bewohner und wenig Einkommensarmut.“¹

Der Wegweiser empfiehlt²

Für alle ist es aber notwendig, die folgenden Herausforderungen vorrangig anzugehen:

- die eigene wirtschaftliche Basis stärken, in interkommunaler bzw. regionaler Kooperation ausbauen und zusammen mit den Nachbarkommunen als Selbstverantwortungsräume agieren,
- die eigenen Stärken erkennen, benennen und zur Grundlage für Maßnahmekonzepte machen, um den Herausforderungen des demographischen Wandels zu begegnen; aufgrund begrenzter Ressourcen Handlungsschwerpunkte setzen, Ressourcen gezielt und konzentriert einsetzen
- Bürgerinnen und Bürger frühzeitig und umfassend in die Diskussionen über Maßnahmen und Schwerpunkte für die Gestaltung des demographischen Wandels einbinden“

1 <https://www.wegweiser-ommune.de/documents/10184/33037/Demographietyp+5.pdf> (Abruf am 18.08.2016).

2 <https://www.wegweiser-ommune.de/documents/10184/33037/Demographietyp+5.pdf> (Abruf am 18.08.2016).

Der Pfarrer des Kirchspiels ist zugleich Geschäftsführer des regionalen ambulanten Pflegedienstes der Diakonie. 50 Mitarbeiterinnen haben sie inzwischen. Es läuft gut. Er wagt Innovatives: „Fit für 100“ – ein zwei mal wöchentlich stattfindendes Beweglichkeitstraining für Hochaltrige. Noch ein Drauflegeschäft, dieser Kurs, der in Frankfurt so erfolgreich in Kooperation mit dem Sportbund läuft. Noch wird er irritiert und argwöhnisch betrachtet. Dabei hilft er den ganz Alten in ihren Wohnungen zu bleiben, indem ihre Beweglichkeit und Balance trainiert wird.

(Wir machten eine Übung aus dem Programm)

Nun fehlt eigentlich nur noch ein Baustein – damit die Menschen, die hier im Kirchspiel geboren wurden, immer hier lebten, oder doch irgendwann zurückkamen zur vertrauten Scholle, damit diese Menschen hier auch sterben können. Denn hier gehören sie hin. Dass die Diakonie diesen Baustein einfügen könnte und dadurch sogar den Leerstand etwas verringern könnte – diese Idee hat der Pfarrer am Samstag als neue Spur aufgenommen.

Jetzt war das Haus wirklich voll. Bis unters Dach. Die Nachbarn hatten das Lauschen auf die Debatten der Würden- und Amtsträger etwas vernachlässigt. Sie verstanden immer noch nicht, was die Fachsimpeleien mit ihrem Alltag zu tun hatten. Die Nachbarin der Gastgeberin verbrachte Tag um Tag allein in ihrer Wohnung. Der Sohn war weit weg. Was, wenn es ihr so ergehen würde wie ihrem Mann – Gott-hab-ihn-selig. Müsste sie dann das alte Haus verlassen? Ihr Heim, ihre Heimat?

Das Baby saß inzwischen auf dem Schoß vom Nachbarn schräg gegenüber. Der Kleine sah es zuerst – und freute sich! Die Blicke der Alten folgen den seinen nach oben. Es rieselte. Die Würden- und Amtsträger redeten und redeten und von oben rieselte es und rieselte es. Weißer Staub auf schwarzen Jacketts. Moosfetzen und grauer Staub auf Wort um Wort. Das Baby krächte, die Alten grinnten.

Dann der Durchbruch. Erstauntes Schweigen. Als Ziegel für Ziegel der Himmel sichtbar wird. Und vier verschwitzte

Schöpfe. Rot vor Anstrengung während sie einen Mann auf einer Bahre herablassen.

Direkt vor ihm herablassen, mitten ins Herz des Hauses.

Mensch – Du – Du bist frei!
Frei von dem, was dich von uns trennt!

Die Nachbarn wussten später nicht mehr genau, wie es zugegangen war. Plötzlich stand der Mann auf. Klemmte sich die schmale Bahre unter den Arm, auf der er wie tot gelegen hatte. Stand auf, nahm sein Bett und ging. Die Menge teilte sich wie das Rote Meer. Diesmal ohne Verfolger. Diesmal auf dem Weg nach Hause. In das bekannte unbekannte Land. Zurück zu den seinen, Familie und Nachbarn, zu den Freunden, die ihn immer gestützt hatten. Nun ging er selbst in sein

Leben hinein. Nicht mehr getrennt. Nicht mehr ausgesperrt. Nicht mehr im Schweigen. Sondern frei und verbunden.

Und er fand seine Stimme wieder und alle hörten sie. Er hatte viel zu sagen.

Vom Leben mit Hilfe.

Von seiner Lebendigkeit trotz aller Einschränkungen.

Von seiner Sehnsucht gehört zu werden. Gesehen. Geheilt.

Von Gott, der ihn wieder hineingeholt hatte.

Er sprach und lachte: Mittendrin! Mittendrin sein.

Von da an war vieles anders. Immer mehr kamen zu ihm. Lahme, Blinde, Gebeugte, Blutflüssige, Sterbende, Hungrige, Ausgegrenzte.

Denn er hatte Anziehungskraft. Heilkraft. Aufstehkraft.

Sie riefen ihn, verfolgten ihn, berührten ihn, solange bis die anderen es verstanden hatten. Gemeinschaft der Heiligen.

Ohne Ausnahme. Weite Türen.



Annegret Zander, Pfarrerin, Theologische Fachreferentin der Fachstelle Zweite Lebenshälfte im Referat Erwachsenenbildung, EKKW.

Schwerpunkt: Umbruch in der Seniorenarbeit, von der Angebotsorientierung zur Netzwerkarbeit mit selbstorganisierten Bildungsangeboten.

www.fachstelle-zweite-lebenshaelfte.de

Soziale Orte als neues Konzept der Daseinsvorsorge¹

Claudia Neu

1. Kritik am Zentrale Orte Konzept

Die sozialräumliche Entwicklung der Bundesrepublik verläuft seit etlichen Jahren so asymmetrisch, dass kompensierende Förderprogramme sie nicht mehr angemessen gestalten können. Auch das Zentrale-Orte-Konzept² stößt mit seiner systemmetrischen Unterscheidung von Ober-, Mittel- und Unterzentrum an seine Grenzen. Besonders die peripheren ländlichen Räume – anfangs vor allem in den neuen Bundesländern, nun verstärkt auch im Westen – leiden unter zunehmendem Zusammentreffen von wirtschaftlicher Schwäche, demografischem Wandel und Infrastrukturabbau. Die bisherige Förderpolitik lebte in der Hoffnung, Planung plus massiver Ressourceneinsatz seien die Mittel, mit denen regionale Strukturpolitik langfristig erfolgreich sein könnte.

Doch seit langem wird beklagt, dass die regionalspezifischen Modellprojekte und Programme das immer Gleiche fördern, nicht ressortübergreifend gestaltet sind und letztlich ins Leere laufen. Egal, wie oft Dithmarschen oder die Uckermark noch gefördert werden, die Aufholjagd zu den prosperierenden Regionen will nicht recht glücken. Territoriale Kohäsion wird erst dann entstehen, wenn allen Beteiligten – Gewinnerregionen wie Verliererregionen, Politik und Zivilgesellschaft – klar wird, was es wirtschaftlich, sozial und politisch kostet, wenn Stadtquartiere und periphere ländliche Räume abgehängt werden.

¹ Der Beitrag beruht in gekürzter Form auf dem 2015 für die Friedrich-Ebert-Stiftung erstellten Gutachten von Jens Kersten/Claudia Neu/Berthold Vogel „Wettbewerb der Ideen in den Regionen“, WISO diskurs, Bonn. Sowie dem Beitrag „Lichtung räumlicher und sozialer Strukturen“ von Jens Kersten/Claudia Neu/Berthold Vogel in: Kirche im ländlichen Raum, Heft 1/2013, S. 4–7.

Die Diskussion um die Ausstattung mit Gütern der Daseinsvorsorge (DV) wird allein auf die Frage nach Mindeststandards zurückgeschraubt.

- Wie wenig darf's denn sein?
- Was muss DV denn leisten? Und für wen?
- Was hat Infrastruktur mit Demokratie zu tun?

2. Auszehrung der gesellschaftlichen Mitte

Dabei geraten die politischen und sozialstrukturellen Konsequenzen aber häufig aus dem Blick. Einerseits kommt es zu empfindlichen Einbußen an Lebensqualität für die Verbleibenden, wenn öffentliche Angebote nach und nach eingeschränkt werden oder ganz wegfallen. Andererseits trifft der Infrastrukturabbau aber auch die Anbieter dieser Leistung selbst: Verwaltungsangestellte, Lehrer, Pfarrer, Sporttrainer und Jugendchorleiter werden „freigesetzt“ und ziehen weg. Demographische Effekte spiegeln sich mithin nicht alleine in der Tatsache, dass in einer bestimmten Region immer weniger Menschen leben, sondern vor allem auch darin, dass ganze Regionen mit dem infrastrukturellen Rückbau bestimmte Berufe und Repräsentanten dieser Professionen verloren

² Das Zentrale-Orte-Konzept geht auf die Arbeiten von Walter Christaller (1933) zurück und prägt seit den 1960er Jahren die raumordnerischen Konzepte zur Entwicklung der Siedlungsstruktur in der Bundesrepublik Deutschland. Die zentralörtliche Gliederung ist ein wichtiges Instrument der Landes- und Regionalplanung und manifestiert sich in den Raumordnungsplänen. Zentrale Orte übernehmen neben der Versorgung der Einwohner festgeschriebene Versorgungs- und Entwicklungsfunktionen (Gesundheit, Bildung, Mobilität etc.) für die Bevölkerung ihres Einzugsbereichs (auch Verflechtungsbereich genannt). Das zentralörtliche System ist hierarchisch gegliedert in Grund-, Unter- bzw. Kleinzentren, Mittelzentren und Oberzentren, welche auf verschiedenen Planungsebenen der Bundesländer festgelegt werden. Vgl. Hans-Heinrich Blotevogel (2005): Zentrale Orte. In: Handwörterbuch der Raumordnung. 4. Aufl. Hannover: ARL. S. 1307–1315.

gehen. Die Sozialstruktur selbst weicht auf, weist Lücken und Lichtungen auf. Die sozialen Milieus, die gesellschaftlichen Kreise, die Familienverbände, die die lokalen Mittel- und Oberschichten tragen, verkleinern sich oder verschwinden in der Generationenfolge. Dies ist selbst inmitten wirtschaftlich scheinbar intakter Regionen festzustellen. Das gilt für die Schwäbische Alb in Baden-Württemberg ebenso wie für den Solling in Niedersachsen. Das Besondere an dem Verschwinden dieser zumeist mittelständischen Welt respektive ihrer Repräsentanten ist nicht nur, dass diese die ihnen zugewiesenen beziehungsweise von ihnen erworbenen professionellen Rollen ausfüllen, indem sie die Berufe Ärzte, Lehrer oder Verwaltungsleiter ausüben. In diesen bürgerlichen Milieus spiegeln sich zudem spezifische mittelständische, eigenverantwortliche und gemeinsinnige Lebensformen, die soziale Ausstrahlung besitzen. Denn das bürgerschaftliche Engagement kommt zu wesentlichen Teilen aus diesem Umfeld. In welche Regionen wir deshalb auch blicken: Die Kirchenvorstände, Sporttrainer und Ortschronisten, die für ein lokales

Leben von hoher Bedeutung sind, haben zu großen Teilen in den sicheren und auskömmlichen Zonen der Arbeitswelt ihr berufliches Zuhause. Die engagierten Bürgerinnen und Bürger sind gerade keine Lückenfüller in schwindenden arbeitsschaftlichen und wohlfahrtsstaatlichen Strukturen, sondern sie beziehen die Energie für ihr weitreichendes gesellschaftliches Engagement aus einer beruflichen Abgesicherung. Werden diese Voraussetzungen und Bedingungen ausgehöhlt, so schwindet auch die Basis für diese florierende Kultur des sozialen Engagements, deren Bedeutung für den gesellschaftlichen Zusammenhalt der Bundesrepublik gar nicht überschätzt werden kann

Schrumpfende Infrastruktur und Daseinsvorsorge zehren die Mitte lokaler Gesellschaften aus. Sie gehen zu Lasten der immobilen und finanziell nicht gut gestellten Bürgerinnen und Bürger. Aber in Zeiten der Schrumpfung wächst nicht automatisch etwas Neues nach. Zunächst bleiben die „Lichtungen“ einfach leer. Die Flächen wachsen, die keiner mehr haben



Syrischer Mitbürger mit Schubkarre vor dem Kirchturm in Jugenheim

Foto: Eva Giovannini

oder beleben will. Inwieweit das für eine lokale Gesellschaft problematisch oder gar zerstörerisch ist, bleibt abzuwarten. Uns fehlen die gesellschaftlichen Erfahrungen der „Leere“. Die Komposition der Sozialstruktur verändert sich jedoch bereits jetzt. Eine perforierte gesellschaftliche Wirklichkeit entsteht, die – im Unterschied zu einem physikalischen Raumverständnis – nicht einfach wieder „aufgefüllt“ werden kann. Die soziale Perforation hinterlässt Lücken und Leerstellen, mit denen künftig zu leben sein wird. Dies verdeutlicht einmal mehr, dass Infrastrukturen aus soziologischer Sicht nicht nur Versorgungsleistungen repräsentieren, deren Fehlen oder Vorhandensein technische, räumliche oder verwaltungsbezogene Folgen nach sich zieht. Ausbau und Sicherung von Infrastruktur erzeugen nicht nur Lebensqualität und soziale Sicherheit, sondern produzieren auch eine spezifische Sozialstruktur.

3. Neues Leitbild: Soziale-Orte-Konzept

Das Zentrale-Orte-Konzept war für die Raumentwicklung der Industriegesellschaft von herausragender Bedeutung. Es strukturierte die Regionen, ja die gesamte Bundesrepublik und versuchte über seine klassische Unterscheidung zwischen Ober-, Mittel- und Unterzentrum die Gleichwertigkeit beziehungsweise Einheitlichkeit der Lebensverhältnisse zu sichern (Art. 72 Abs. 2 und Art. 106 Abs. 3 Satz 4 Nr. 2 GG). Doch im Zuge des demografischen Wandels und bundesrepublikanischer Binnenwanderungen verliert das Zentrale-Orte-Konzept zunehmend seine soziale Integrationsfunktion und seine normative Steuerungskraft. So fällt es vor allem Grund- und Mittelzentren in Schrumpfungsbereichen schwer, die ihnen zugeordneten Funktionen überhaupt noch zu erfüllen. Man hat versucht, dieser Entwicklung mit einer Flexibilisierung des Zentrale-Orte-Konzepts Rechnung zu tragen, beispielsweise durch eine weitere Ausdifferenzierung in Unter- und Kleinzentren oder die Konturierung funktionaler Zentraler Orte, die aus mehreren Gemeinden bestehen und auf diese Weise Versorgungscluster bilden. Doch diese Versuche sehen sich von regionalem Bevölkerungsrückgang und demografischer De-Infrastrukturalisierung längst überholt. Es geht nicht mehr darum, Zentren nach ihren Funktionen auszudifferenzieren, sondern überhaupt Orte sozialen Lebens zu erhalten. Aber auch darum, solche Orte neu zu schaffen und zu vernetzen. Auf diese Weise sieht sich das Zentrale-Orte-Konzept durch ein Soziale-Orte-Konzept herausgefordert. „Soziale Orte“ konfrontieren uns mit der Frage: Wo und wie kann „Gesellschaft“ in schrumpfenden Regionen überhaupt stattfinden? Und wie sind diese Sozialen Orte in die Regionen, Länder und schließlich in die Bundesrepublik integriert?

4. Akteure

Die Akteure des Soziale-Orte-Konzepts zur Entfaltung regionaler Entwicklungspotenziale sind Gemeinden, Wirtschaft und Zivilgesellschaft.

Die Gemeinden sind zentrale Akteure des Soziale-Orte-Konzepts. Das Grundgesetz bringt dies zum Ausdruck, wenn es in seiner Garantie der kommunalen Selbstverwaltung von den Gemeinden als der „örtlichen Gemeinschaft“ spricht (Art. 28 Abs. 2 Satz 1 GG) und damit eine hohe verfassungsrechtliche Erwartung an deren sozialen und räumlichen Zusammenhalt formuliert. Im Soziale-Orte-Konzept werden Kommunen – im Gegensatz zum Zentrale-Orte-Konzept – nicht rein formalistisch nach ihrer Funktion als Grund-, Mittel- oder Oberzentrum kategorisiert. Vielmehr bemisst sich ihr Status nach dem Wettbewerbsziel des sozialen und territorialen Zusammenhalts. Deshalb folgt das Soziale-Orte-Konzept einer vollkommen anderen Typologie als das Zentrale-Orte-Konzept, wenn es zwischen Gemeinden unterscheidet, deren sozialer und räumlicher Zusammenhalt als riskant, resilient oder robust einzuordnen ist.

- **Riskanter Zusammenhalt.** Gemeinden, deren sozialer und räumlicher Zusammenhalt bereits aufgrund des demografischen Wandels stark beeinträchtigt ist, können einen regionalen Ideenwettbewerb dazu nutzen, personelle, finanzielle und infrastrukturelle Bausteine in der Region und darüber hinaus zu identifizieren, welche zur Rekomposition eines angemessenen Minimums sozialen Zusammenhalts beitragen.
- **Resilienter Zusammenhalt.** Resiliente Gemeinden zeichnen sich dadurch aus, dass sie in ihrem sozialen und räumlichen Zusammenhalt auf den demografischen Wandel (noch) reagieren können. Resiliente Gemeinden können einen Ideenwettbewerb zur Entfaltung regionaler Potenziale nutzen, um personelle, finanzielle und infrastrukturelle Bausteine in der Region und darüber hinaus zu identifizieren, welche es ihnen erlauben, die Folgen des demografischen Wandels für ihren sozialen und räumlichen Zusammenhalt zu kompensieren.
- **Robuster Zusammenhalt.** Robuste Gemeinden sind von den Folgen des demografischen Wandels und der Binnenwanderung nicht betroffen. Als Akteure können robuste Gemeinden einen Ideenwettbewerb zur Entfaltung regionaler Potenziale nutzen, um personelle, finanzielle und infrastrukturelle Bausteine in der Region und darüber hinaus zu identifizieren, mit denen sie Gemeinden unterstützen,

deren sozialer und territorialer Zusammenhalt als riskant oder resilient einzuschätzen ist. Es liegt nicht nur im langfristigen Eigeninteresse robuster Kommunen, sich für den sozialen Zusammenhalt der Bundesrepublik zu engagieren, sondern wird auch von der Verfassungsordnung erwartet, wenn das Grundgesetz eine sozialstaatliche Gesellschaftsordnung konstituiert (Art. 20 Abs. 1 GG), die dem „bundesstaatliche Rechtsgut“ der Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse verpflichtet ist (Art. 72 Abs. 2 GG).

Die Wirtschaftsunternehmen sind neben den Gemeinden weitere zentrale Akteure des Soziale-Orte-Konzepts. Dies ist nicht nur eine Frage des Erhalts oder der Schaffung von Arbeitsplätzen und Konsummöglichkeiten, sondern vor allem auch für den Infrastrukturbereich. Hier sind insbesondere Energiewirtschafts-, Post-, Telekommunikations- und Verkehrsunternehmen zu nennen. Dies gilt nicht nur, soweit sie gesetzlich zur Gewährleistung der Grundversorgung verpflichtet sind (§ 1 RegG, §§ 78 ff, § 150 Abs. 9 TKG, §§ 11 ff, 52 PostG, §§ 36 f EnWG). Vielmehr kann über die Einbindung dieser Infrastrukturunternehmen in den (trans)regionalen Ideenwettbewerb auch die Entwicklung neuer Konzepte gefördert werden, um die Daseinsvorsorge jenseits der Grundversorgung zu verbessern.

Die Zivilgesellschaft bildet mit den Bürgerinnen und Bürgern, ihren Initiativen, Vereinen, Gewerkschaften und Kirchen den dritten zentralen Akteur des Soziale-Orte-Konzepts für die Entfaltung regionaler Entwicklungspotenziale. Verwaltung, Unternehmen und Bürgerschaft müssen in einen Dialog darüber eintreten, welche Bedarfe vor Ort bestehen und welche Prioritäten diese Bedarfe erfahren sollen. Wer kann welchen Beitrag zur Erbringung dieser Leistungen erfüllen? Bürgerinnen und Bürger wollen aktive Mitspieler im Prozess der Neugestaltung sein. Sie möchten Entscheidungen treffen und

Verantwortung übernehmen. Doch sie möchten nicht als „Ausfallbürge“ für die entfallenen staatlichen Leistungen in Anspruch genommen werden. Es gilt vor allem auch Möglichkeiten bürgerschaftlichen Engagements sichtbar gemacht werden, die regionale und transregionale Vernetzungspotenziale entfalten können.

5. Neue (Förder-)Politik: Soziale-Orte-Konzept

- Das Zentrale-Orte-Konzept verliert zusehends seine soziale Integrationsfunktion und normative Steuerungskraft. Es geht nicht mehr darum, Zentren nach ihren Funktionen auszudifferenzieren, sondern überhaupt Orte sozialen Lebens zu erhalten, aber auch neue zu schaffen und zu vernetzen.
→ Ziel: Kohäsion!
- Welche Verbindungen lassen sich zwischen wachsenden und schrumpfenden Regionen herstellen?
→ Intraregionale Kohäsion
→ Transregionale Kohäsion
→ Soziale-Orte-Konzept
- Es erfolgt keine Ausdifferenzierung mehr nach Ober-Mittel-Unterzentrum, sondern danach, wie es um den wirtschaftlichen, sozialen, territorialen Zusammenhalt in der Gemeinde/zwischen Gemeinden bestellt ist
- → Wo und wie kann „Gesellschaft“ in schrumpfenden Regionen überhaupt stattfinden? Und wie sind diese Sozialen Orte in die Regionen, Länder und schließlich in die Bundesrepublik integriert?



Prof. Dr. Claudia Neu, ist seit Oktober 2009 Professorin für Allgemeine Soziologie und empirische Sozialforschung an der Hochschule Niederrhein. Prof. Neu war wissenschaftliche Assistentin am Institut für Soziologie und Demographie der Universität Rostock. Sie studierte und promovierte an der Universität Bonn. Aktuell beschäftigt sie sich mit den Themen Demographischer Wandel, Zivilgesellschaft sowie Daseinsvorsorge.

Gemeinwesenorientierung und Wohlfahrtsverbände in ländlichen Räumen

Stephan Beetz

Die keineswegs neue Überlegung, Gemeinwesenorientierung und Wohlfahrtsverbände in einen Zusammenhang zu bringen, stößt gegenwärtig auf Hindernisse, die – sowohl theoretisch als auch praktisch – ausgesprochen schwierig anzugehen sind. Grund hierfür scheint mir zu sein, dass jenseits von (nur) rhetorisch überzeugenden Verknüpfungen, die jeweiligen Grundlagen einer solchen Verbindung kaum bedacht werden. Ich möchte dies an zwei gravierenden Fragen verdeutlichen:

- 1) In welchem konzeptionellen Feld bewegen wir uns, wenn wir eine solche Verknüpfung denken oder sogar anstreben?
- 2) Mit welchen Figurationen haben wir es hinsichtlich der Orientierung am Gemeinwesen zu tun?

Die Landschaft der freien Wohlfahrtspflege hat sich in den vergangenen Jahrzehnten grundlegend verändert. Das betrifft Helfende ebenso wie die, denen geholfen wird, Hauptamtliche wie Ehrenamtliche, Leistungserbringer wie Kostenträger. Ich möchte einige Aspekte herausgreifen, die mir in unserem Zusammenhang maßgeblich erscheinen:

- Es hat in der Landschaft der Wohlfahrtspflege eine starke Institutionalisierung bei gleichzeitiger Spezialisierung von Hilfeleistungen stattgefunden. Dies hat zu einer effizienten Organisation von Hilfe geführt, erschwert aber tendenziell eine Zusammenführung von Hilfeleistungen und den bürgerschaftlichen Anspruch von Inklusion.
- Die Vergesellschaftung von Hilfeleistungen ist weiter vorangeschritten, was sich unter anderem in einem wachsenden Spektrum von Erziehungs-, Sozial- und Unterstützungsleistungen zeigt. Hilfeleistungen, die vorher in privaten und informellen Zusammenhängen bearbeitet worden waren, sind ‚öffentlich‘ geworden. Während in der Industrialisierungsphase viele Hilfeleistungen in privater Verantwortung verblieben waren, hat sich in vielen Bereichen das Bewusstsein für eine öffentliche Verantwortung von Hilfe durchgesetzt. Oftmals war damit eine Kommodifizierung verbunden, das heißt, Hilfeleistungen werden ökonomisch bewertet.

- Professionalisierung hat erheblich zu einer Verbesserung fachlicher Standards in der Wohlfahrtspflege beigetragen. Sie fand unter anderem in der Akademisierung Sozialer Arbeit und in einem wachsenden Anteil hauptamtlich in der Wohlfahrtspflege Tätiger ihren Ausdruck.
- Es vollzog sich mehr oder weniger intendiert ein Prozess der funktionalen Ausdifferenzierung von Hilfen, wie er typisch für moderne Gesellschaften ist. Nicht nur, dass Wohlfahrtspflege selbst zu einem eigenen Funktionssystem von Hilfe wurde, was sich in einer Eigenständigkeit zum Beispiel gegenüber dem Rechtssystem und dem Gesundheitssystem ausdrückt, aber auch in einer gewissen Distanz zu den früher milieuprägenden religiösen und politischen Organisationen.

Dies als Erfolgsgeschichte zu lesen, fällt nicht schwer. In Zusammenhang mit unserem Thema ergibt sich jedoch ein Spannungsverhältnis zwischen diesen Entwicklungen und der Gemeinwesenorientierung. Institutionalisierung, Formalisierung, Professionalisierung und Ausdifferenzierung führen nicht selten zu einem Rückzug auf die konkrete Hilfeleistung; die für die Gemeinwesenorientierung maßgebliche Offenheit, Integrität und Informalität lassen sich nicht ohne Weiteres herstellen.

Gegenläufig zu diesen Entwicklungen gab es immer neue Versuche, eine Gemeinwesenorientierung zu stärken. Es ging dabei nicht nur um eine Methode oder ein Arbeitsprinzip GWA, sondern um ein Konzept der Wohlfahrtsorganisation. Die Aufforderung zur Lebensweltorientierung durch Hans Thiersch war alles andere als eine Verklärung von Familie und Gemeinwesen, deren Fallstricke und Abhängigkeiten er ebenso hervorhob wie ihre Reichtümer und Sicherheiten. Diese aber im Blick zu haben, stellt keine Frage guten Geschmacks dar, sondern ist konstitutiv für adäquate Problemdefinitionen und Problemlösungen. Das Konzept des ‚Dritten Sozialraumes‘, wie es von Klaus Dörner vertreten wird, beruht auf etwas anders gelagerten Überlegungen, nämlich einem anthropologischen Bedürfnis, im Gemeinwesen zu helfen und einer

gewissen Wiederaneignung der ‚Helfensbedürftigkeit‘ durch Deinstitutionalisierung von Hilfe. In eine ähnliche Richtung weisen der Begriff der ‚Sorgenden Gemeinschaft‘ wie ihn Thomas Klie und Udo Blinkert letztlich als ein Gesellschaftsmodell entworfen haben, in dem die ethische Haltung der Sorge und die Thematisierung von Verletzlichkeit Platz haben. Wohlfahrtspflege benötige eine gewisse ‚Irrationalitätsqualität‘, um der Besonderheit des Helfens gerecht zu werden. Diese und ähnliche Konzepte entstanden nicht mit der Fragestellung, ob die oben beschriebenen Entwicklungen der Wohlfahrtspflege (noch) bezahlbar seien, auch wenn nicht wenige Verweisungszusammenhänge sehr offensichtlich in diese Richtung weisen.

Hinsichtlich ländlicher Räume besitzt das Spannungsverhältnis eine besondere Bedeutung. Traditionell spielen informelle Hilfeleistungen in ländlichen Räumen eine ausgesprochen wichtige Rolle, aber auch diese sind bestimmten Organisationsprinzipien unterworfen. Einerseits haben ländliche Räume an den oben genannten Entwicklungen unmittelbar teilgehabt, indem zum Beispiel neue Felder der Wohlfahrtspflege entstanden, die die informellen Hilfesysteme entlasteten, oder spezifische Einrichtungen (z.B. der Drogenhilfe, der Erziehungshilfe) als Einrichtungen in ländlichen Räumen angesiedelt wurden. Andererseits wurde das mehr oder weniger gut austarierte System von informeller und formeller Hilfe teilweise beträchtlich gestört. Ein solcher Prozess zeigt sich beispielsweise bei der Zentralisierung sozialer Dienste und dem Verschwinden von öffentlichen Personen aus dem Leben der Dörfer, die Wohlfahrtsaufgaben mehr oder weniger explizit wahrnahmen (Gemeindeschwestern, Pfarrer). Die Effizienzgewinne im Großen fanden und finden ihren Widerpart in den Effizienzverlusten im Kleinen.

Die zweite Frage nach den Figurationen des Gemeinwesens scheint noch theoretischer zu klingen als die erste. Das stimmt aber nur insoweit, als sich der Begriff an die Studien von Norbert Elias anlehnt. Grundgedanke ist, dass ein Gemeinwesen nicht ein ‚Ding an sich‘ ist, über das Menschen (seien es nun Politiker oder Sozialarbeiter) verfügen können. Es handelt sich um soziale Relationen, die sich einem unmittelbaren Zugriff schon allein deshalb entziehen, weil jede/r der Mitmachenden seine Position zugleich finden muss und platziert wird. Bestimmte Figurationstypen werden als Nachbarschaften, Quartiere, Dorf, Freundschaften, familiäre Netze begrifflich gefasst. Es ist ausgesprochen lohnend, diese Formen nicht verschwimmen zu lassen, sondern die Besonderheiten in den jeweiligen Reziprozitätserwartungen, in den Hilfefunktionen, in den raumzeitlichen Reichweiten und in den sozialen Verbindlichkeiten zu beachten. Grundsätzliche Skepsis sollte

hinsichtlich der unmittelbaren Steuerbarkeit oder gar Indienstnahme solcher Figurationen des Gemeinwesens bestehen, wie sie in manchen Diskussionen um die Verknüpfung von Gemeinwesenorientierung und Wohlfahrtspflege anklingen.

Mit vier Beispielen aus der eigenen Forschungstätigkeit der letzten Jahre möchte ich diese Überlegungen konkretisieren:

- Im dem SILQUA-Projekt ‚Empowerment für Lebensqualität im Alter‘ untersuchten wir in Wohnungsgenossenschaften das kollektive Handeln von Älteren in ihrem Wohnumfeld, das ihnen mehr Selbstbestimmung und Mobilität ermöglicht. Die relativ geringe Beteiligung in diesem Handlungsfeld lag unter anderem begründet in der Konflikthaftigkeit öffentlicher Raumeignung (z.B. bei Bänken) und der Schwierigkeit, Alternserfahrungen zu thematisieren.
- In einem Studienprojekt begleiteten wir den Verein Generationenbahnhof Erlau in der Nähe von Mittweida durch eine aktivierende Befragung. Die Verbindung von Pflegestützpunkt/Tagespflege, medizinischer Versorgung und Bürgerzentrum gewinnt im Projektverlauf eine immer größere Unterstützung.
- In der bundesweiten Studie des BMEL(V) ‚Ländliche Lebensverhältnisse im Wandel‘ untersuchten wir die Unterstützungsstrukturen für Pflegenden. In den von uns untersuchten Dörfern beziehungsweise Gemeinden fanden wir sehr unterschiedliche private, informelle und formelle Unterstützungsnetzwerke und Kulturen des Ehrenamtes vor.
- In einem gegenwärtigen Studienprojekt in Kooperation mit dem Diakonischen Werk Rochlitz e.V. gehen wir der Tradition des Einsammelns der Mitgliedsbeiträge nach: welche Rolle dieser Vorgang in einem mitgliederbasierten Netzwerk spielt und inwieweit sich daraus Anknüpfungspunkte für eine gemeindenahere Diakoniarbeit ergeben.

In den genannten Beispielen werden sehr unterschiedliche Formen einer gemeinwesenorientierten Wohlfahrtspflege deutlich und sie zeigen, dass jedes Vorgehen einer genauen Berücksichtigung der sozialen Figurationen bedarf. Die Forschungsergebnisse stimmen aber auch dahin überein, dass die Organisation von solidarischen Gemeinwesen sich deutlich von strikt informellen Hilfesystemen unterscheidet, die einen eher spontanen (‚naturwüchsigen‘) Charakter besitzen. Nachbarschaften können bestimmte Hilfeleistungen erbringen, tun dies auch in vielen Fällen, aber sie organisieren in ihren heutigen Figurationen nicht das Gemeinwesen. Erstere knüpfen häufig an vorhandene Institutionen in den Gemeinwesen an.

Als große Befürchtung wurde in der so genannten Kommunitarismusdebatte der zunehmende Verlust von basalen Institutionen des Gemeinwesens geäußert, das heißt, dass Kirchen, politische Gemeinden, Gewerkschaften und andere zunehmend abschmelzen und damit der soziale Zusammenhalt zunehmend gefährdet sei. Aber es ging nicht um eine rückwärtsgewandte Restauration dieser Institutionen (auch wenn dies in dieser Debatte immer wieder durchschien), sondern um den Befund, dass das Gemeinwesen für Demokratie und Wohlfahrt eine zentrale Funktion besitzt und durch Institutionen auch entsprechend gestärkt werden muss. Eine Gemeinwesenorientierung ist weder in Dörfern noch Städten einfach vorhanden. Die Frage liegt also nahe, welche Institutionen das Gemeinwesen in den ländlichen Räumen stärken. Dazu nur einige Gedanken, die mit dem Thema dieses Artikels in Verbindung stehen:

- Die Träger der freien Wohlfahrtspflege sollten eine stärkere Verantwortung für das Gemeinwesen übernehmen.
- Es könnte auf der Ebene von Dörfern und Quartieren das öffentliche Amt eines Quartierspflegers geschaffen werden, für das engagierte Menschen gewonnen werden sollten. Im Unterschied zu anderen Konzepten (Kümmerer) stehen hier die Wohlfahrtspflege und die Organisation von Hilfen im Vordergrund. Wir würden da gern mit Partnern weiter an einer Konzeption arbeiten.
- Für die Zukunft von Gemeinwesen sollten Entwicklungsformen geschaffen werden, die interne und externe Einflüsse

zusammenführen. Die Idee der Dorfwerkstätten und Regionalkonferenzen geht in diese Richtung und bedarf einer Verstärkung.

Das Thema ist damit keineswegs erschöpft, es bedarf vielmehr einer kritischen Sicht und Diskussionen, damit wir nicht wohlgemeinten Vorstellungen aufsitzen. In seinem Buch ‚Wie Gott verschwand aus Jörwerd. Der Untergang des Dorfes in Europa‘ nimmt Geert Mak eine subtile Schilderung dörflichen Lebens und eine Auseinandersetzung mit den Folgen der Moderne vor. Es ist aber auch eine Perspektive des Verlustes darin eingewoben. So heißt es: „Die Langsamen und Ungeschickten hatte es immer gegeben und würde es immer geben. [...] Ländliche Gegenden waren immer eine Oase für Ungeschickte geblieben. Die Dörfer boten ihnen Halt. Mehr noch: Die Dörfer wußten sie gebührend zu schätzen, denn von Langsamen und Ungeschickten konnte man viel lernen – wenn auch nicht die üblichen Dinge“ (S. 212). In dem Zitat wird die in Dörfern durchaus vorhandene soziale Brutalität gegenüber dem Anderssein gewissermaßen ignoriert. Steckt im ‚Dorf‘ die Utopie vom sozialen Zusammenhalt und gegenseitiger Achtsamkeit im Gemeinwesen – auch abseits des realen Dorfes? Die fachliche Diskussion, der wir uns nicht entziehen können, ist, ob die Inklusion der ‚Langsamen‘ und ‚Ungeschickten‘ (für die es in der Sozialen Arbeit viele Begriffe gibt) durch ein hochspezialisiertes und effizientes Wohlfahrtssystem gelingt oder durch eine Achtsamkeit im ‚Dorf‘ im Sinne einer Gemeinwesenorientierung möglich wird.



Stephan Beetz, Sozialarbeiter und Soziologe, seit 2009 Professur für Soziologie und Angewandte Sozialforschung an der Fakultät Soziale Arbeit der Hochschule Mittweida. Forschungsschwerpunkte sind die Entwicklung ländlicher Räume, Wohnungsgenossenschaften, Gemeinwesenarbeit und Peripherisierung sozialer Räume.

Altern im ländlichem Raum

Bernd Klotz

Die Bereitschaft der Bundesbürger, sich freiwillig zu engagieren, ist stabil, melden die Autoren der Studie „Zivilgesellschaft in Zahlen“¹. So engagieren sich 17,5 Millionen Menschen in Deutschland. Ebenfalls stabil ist der Studie zufolge die Organisationsform: Knapp 95 Prozent der zivilgesellschaftlichen Organisationen sind Vereine. Ein Fünftel der Engagierten ist 64 Jahre alt oder älter. Dies muss nicht zu Befürchtungen einer Überalterung ehrenamtlicher Strukturen führen. Im Gegenteil: Es eröffnet Chancen.

Die kommunale Seniorenpolitik stellt sich zunehmend auf die demografischen Prozesse und den stabil gebliebenen Willen zum Engagement ein. So sind neben vielen Angeboten der traditionellen Seniorenarbeit (Clubs, Seniorenfahrten, Altennachmittage und so weiter) in der offenen Seniorenarbeit viele aktivierende Initiativen gestartet worden. Viele Seniorinnen und Senioren sind bereit, mit ihren Kompetenzen und Erfahrungen aktiv an der Gestaltung von Gesellschaft und Politik mitzuwirken. Unser Land und seine Kommunen brauchen dieses Potenzial der Älteren. Aktuelle Bezüge wie die Flüchtlingsarbeit machen dies evident. Dabei muss sich aber unser Altersbild an der heutigen Realität orientieren: Viele ältere Menschen verfügen heute im Vergleich zu früheren Generationen über einen größeren materiellen Spielraum, eine bessere Gesundheit und eine höhere Bildung. Dies führt dazu, dass sie sich in wachsendem Maße ehrenamtlich engagieren und somit ein großes Potential für unser Gemeinwesen bieten.

Mentoren, Lotsen und Freiwilligenagenturen setzen genau hier an. Einerseits engagieren sich hier Bürgerinnen und Bürger für traditionelle Angebote der Seniorenarbeit, sie beraten ältere Menschen und deren Angehörige in persönlichen sozialen sowie wirtschaftlichen Fragen. Andererseits fungieren sie als Vermittler von ehrenamtlichen Tätigkeiten. Auf der Suche nach einem Betätigungsfeld, das den persönlichen

Fähigkeiten und Interessen entspricht, sind sie kompetente Ansprechpartner, denn sie sind auf den Bedarf und Erfahrungshintergrund gerade älterer Menschen spezialisiert und bieten Informationen und Vermittlung für ehrenamtliches und freiwilliges Engagement.

Besonders die individuelle Beratung der Engagierten ist wichtig, denn der Wunsch nach einer Tätigkeit, die den persönlichen Fähigkeiten und Vorstellungen der Engagierten entgegenkommt, ist entscheidend für eine nachhaltige Motivation im Engagement. Die Aufgabe muss zum Menschen passen.

Die aktiven älteren Menschen möchten an ihrer neuen Aufgabe Freude haben und einen persönlichen Gewinn durch ihre Tätigkeit erfahren. Attraktiv ist zudem die Möglichkeit einer zeitlichen Begrenzung der ehrenamtlichen Aktivitäten und die Chance auf eine positive Gruppenerfahrung, verbunden mit einem Mehr an Selbstwertgefühl.

Für die Kommunen im demografischen Wandel spielen solche Vermittlungs-Einrichtungen und Schlüsselpersonen eine tragende Rolle. Wenn sie sich in das Netz von zivilgesellschaftlichen Initiativen einfügen, das in den letzten Jahren in Hessen entstanden ist, leisten sie einen großen Beitrag zur Zukunftsfähigkeit unserer Kommunen. Denn ältere engagierte Bürgerinnen und Bürger sind für unser demokratisches Gemeinwesen eine substanzielle Voraussetzung. Sie sichern den sozialen Zusammenhalt, ihre Arbeit stärkt die Eigenverantwortung (und das Gemeinschaftserlebnis des Einzelnen) und hilft, die sich einem Gemeinwesen stellenden sozialen Aufgaben nachhaltig zu lösen.

Die Zukunftsfähigkeit der Kommunen wird wesentlich davon abhängen, inwieweit die Bereitschaft der Bürgerinnen und Bürger, sich für das Gemeinwesen einzusetzen, erhalten und ausgebaut werden kann. Es gibt eine zunehmende Bereit-

¹ ZiviZ-Survey 2012: Zivilgesellschaft verstehen, ein Projekt des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft, der Bertelsmann Stiftung und der Fritz Thyssen Stiftung.

schaft älterer Menschen, sich zu engagieren – jedoch „nicht um jeden Preis“. Mitbestimmung über die Aufgaben, zeitliche Flexibilität, dosierte Verantwortungsübernahme, Arbeit im Team statt Einzelkämpfertum sowie Begleitung und Qualifizierung sind nur einige der Rahmenbedingungen, die eingefordert werden.

Insbesondere der deutlich gestiegene Anspruch an Mitbestimmung über Inhalte und Ziele der Tätigkeit stellt viele Organisationen und Einrichtungen vor Herausforderungen.

Für das Mitmachen wird zunehmend auch ein Mitreden eingefordert. Wie steht dies im Verhältnis zu den bestimmenden Gremien wie Vorständen oder gewählten Parlamenten und Vertretungen? Wo verlaufen Konfliktlinien zwischen denjenigen, die engagiert Projekte umsetzen wollen und denen, die im Rahmen von Beiräten und Parlamenten auf politische Mitbestimmung setzen? Für diese – für die Zukunft wichtigen Fragen – sind Lösungen gefordert, die aus dem Inneren der jeweiligen Kommunen kommen und vor Ort verhandelt werden müssen. Da gibt es keine Lösungen von der „Stange“.



Bernd Klotz ist Journalist.

Von 1987–1997 arbeitete er im Presse- und Informationsamt der Stadt Frankfurt am Main und verantwortete u.a. einen Pressedienst für ausländische Journalisten in der Mainmetropole. Von 1988 bis heute berät er Ausländerbeiräte und Migrantenselbstorganisationen in ihrer Arbeit. Er ist Mitinitiator des interreligiösen Netzwerks „Eine Stunde für den Frieden“ in Stadt und Kreis Offenbach.

Engagement mit Methode – Gemeinwesenorientierte Senioren- und Generationenarbeit

Gerrit Heetderks

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich bin in einem kleinen Dorf in Ostfriesland aufgewachsen, wo mein Vater Pfarrer war. Wenn mein Vater ältere und alte Leute im Winter besucht hat, hat er mich oft mitgenommen, weil die Menschen im Winter Zeit hatten und weder im Garten noch ganz lange beim Bauern arbeiten mussten. Ich durfte dann ganz still in einer Ecke der Küche sitzen, wo der Herd brannte und das Teewasser köchelte. Draußen wurde es dunkel, das Licht wurde aus Sparsamkeit nicht angemacht und man führte das Gespräch aus den verschiedenen Ecken des Raumes. Hier habe ich gelernt, alten Menschen zuzuhören. Sie waren für mich uralt. Wahrscheinlich waren sie viel jünger als ich es heute mit meinen 63 Jahren bin. Sie erzählten Geschichten von ihrer harten Arbeit bei den Bauern, vom Deichbau, vom Kartoffel- und Gemüseanbau in ihrem Garten, von den Sorgen um ihre heranwachsenden Kinder. Sie redeten über Politik, ihren Glauben oder auch ihren Nicht-Glauben, über das, was sie im Krieg erlebt hatten. Wenn es etwas Besonderes zu besprechen gab, wurde ich herausgeschickt, aber das fand ich nicht schlimm, weil es im Dorf immer etwas zu sehen gab. Mein Vater konnte mitreden, weil zu seinem Grundgehalt die Bereitstellung eines Gartens und ein geschlachtetes und zerteiltes 300 Pfund schweres Schwein gehörten und er sowohl vom Acker- und Feldanbau etwas verstand als auch von der Schinken- und Wurstherstellung. Er wusste, was Armut bedeutete, weil er selbst aus der Familie eines Tagelöhners kam, der früh seine Frau verloren hatte und dann seine zweite Frau heiratete, mit der er nach den ersten zwei Kindern aus erster Ehe noch 7 Kinder hatte. Die Menschen achteten ihn, weil er nicht abgehoben von den Menschen, sondern mit ihnen lebte.

Meine Mutter war als gelernt Säuglingskrankenschwester so etwas wie ein Dorfarzt. Nachts klingelten die verzweifelten Eltern bei uns, wenn ein Kind zu hohes Fieber hatte oder krampfte. Sie brachte den Wöchnerinnen die erste Suppe und hörte sich die Sorgen der Dorffrauen an. Sie war die Anlaufstelle für die sogenannten „Fräuleins“ – die unver-

heirateten Frauen, die ihr etwas erzählten, während sie das Mittagessen vorbereiteten.

Ich habe in diesem Dorf die wahrscheinlich unbekümmertste Zeit meines Lebens erlebt: auf den Feldern beim „Schlotjspringen“, in den Höfen, wo wir uns Höhlen im Stroh oder Heu bauten, in den schlichten Wohnungen meiner Spielkameraden. Es war wunderbar. Wir fühlten uns sicher.

Allerdings war das Leben im Dorf nicht nur eine Idylle, weil auch jeder alles im Dorf wusste: wenn einer betrunken nach Hause gekommen war, wenn jemand seine Frau schlug, wenn jemand etwas gestohlen hatte, wenn ein Bauer seine Magd geschwängert hatte oder eine bitterarme Frau ihr Kind zur Adoption freigegeben hatte und für immer darunter litt. Auch konnten die „Flüchtlinge“ aus dem Osten unschöne Geschichten erzählen. Ich bin in den fünfziger Jahren mit einer Menge an Vorurteilen auf dem Dorf groß geworden: Vor den Flüchtlingen muss man sich in Acht nehmen, die schlachteten Katzen und essen die. Vor den „Zigeunern“, die den Kindern die Beine brechen, damit sie elastischer werden und sie dann an einen Circus verkaufen.

Natürlich gab es auch Streit, aber das war relativ gering, weil die Menschen nicht fliehen konnten: sie waren lebenslang auf das Stückchen Land für ihren privaten Acker und ihr schlichtes Häuschen angewiesen und auf die Nachbarn, die ihnen halfen, wenn ein Kind geboren wurde, wenn jemand starb, wenn es galt, eine größere Reparatur zu bewältigen.

Einer der wichtigsten Sätze, den ich in meiner Kindheit gelernt habe, war: „Wel neit will dieken, dei mutt wieken.“ (Wer den Deich nicht baut, der muss weichen). Der Deichbau war überlebenswichtig. Aber hinter diesem Satz steckte eine grundsätzliche Haltung. Jede und jeder ist wichtig für das Überleben. Wir brauchen alle und niemand darf sich der Gemeinschaft entziehen. Damit war ein ganzes Konzept verbunden. Hier können nur Menschen leben, die auch bereit sind, sich für das Gemeinwohl einzusetzen.



Hinter der noch erhaltenen Stadtmauer in Neuruppin liegt – vom Ruppiner See aus gesehen – die Klosterkirche St. Trinitatis. Die Grundsteinlegung erfolgte im 13. Jahrhundert als Dominikanerkloster. Die charakteristischen Doppeltürme wurden der Klosterkirche erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts hinzugefügt. Foto: Barbara-Maria Vahl

Warum erzähle ich Ihnen diese alten Geschichten?

Ich glaube, dass in diesen Geschichten Erfahrungen und Strukturen stecken, die wir in der Gemeinwesenarbeit oder der Quartiersarbeit mühsam wieder aufbauen wollen. Diese Strukturen sind in der Phase der Individualisierung und der Emanzipation verloren gegangen, weil nur noch das Individuum wichtig war und man alle Pflichten und Strukturen hinterfragen musste. 1965 schrieb Alexander Mitscherlich das Buch „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“ und machte auf die Folgen einer solchen beziehungslosen Sozialisation in den Städten aufmerksam.¹ Geert Mak beschreibt anschaulich in seinem Buch „Wie Gott verschwand aus Jorwerd“ den Untergang des Dorfes in Europa.²

Es geht mir nicht um die Renaissance einer Idylle, sondern um die Entwicklung einer neuen Haltung bei den Menschen. Es geht um eine Haltung, die die Bedürfnisse, die Bedarfe und die Potenziale ihrer Mitglieder wahrnimmt und sich dafür einsetzt, dass eine Möglichkeit entwickelt wird, dass Menschen ihr Bedürfnis nach Geborgenheit, Sicherheit, nach dem Gefühl eines Zuhause-seins realisieren können, dass die Fähigkeiten

der Menschen und ihre Potenziale erschlossen werden und als Verantwortungsrollen gelebt werden können. Dabei scheint es wichtig zu sein, alle Generationen frühzeitig in eine sorgende Gemeinschaft, eine Caring Community einzubeziehen.

„Herausforderungen des demografischen und soziostrukturellen Wandels ist die empirisch belegte Erosion beziehungsweise Veränderung von traditionellen Solidaritätsstrukturen in der Gesellschaft – in Familien und Nachbarschaften –, auf denen unser soziales Sicherungssystem basiert und „kalkuliert“ ist. Die sozialen Folgewirkungen dieses Wandels werden noch nicht hinreichend wahrgenommen.“³

Ich möchte meinen Vortrag unterbrechen und Sie fragen, wer auf dem Land aufgewachsen ist und wer in der Stadt? Wer von Ihnen wohnt jetzt in der Stadt? Wer wohnt auf dem Land?

[Bitte ein Signal geben... Dann bitte ich Sie, einmal aufzustehen]

Ich möchte Sie bitten, in gemischten Gruppen 5 Minuten darüber zu unterhalten: Wie habe ich Nachbarschaft erlebt? Was bedeutet für mich Nachbarschaft? [Aussprache im Plenum: Gab es Unterschiede zwischen Land und Stadt?]

1 Mitscherlich, Alexander, Die Unwirtlichkeit unserer Städte: Anstiftung zum Unfrieden, Berlin 1999.

2 Mak, Geert, Wie Gott verschwand aus Jorwerd – Der Untergang des Dorfes in Europa, München 2007.

3 Klie, Thomas, Caring Community – eine Perspektive für Sorgestrukturen und –kulturen im urbanen Lebensraum, <https://versorgungsforschung.uni-freiburg.de/intern/03-klie-zweiter-tag-versorgungsforschung-2013.pdf> (Abruf am 18.08.2016).

Wie entsteht Neues?

Folgende Gedanken möchte ich in Anlehnung an Otto Scharmers Theorie U⁴ vortragen:

■ Klärung der (eigenen) Motivation:

Als erstes muss ich die Frage klären, ob ich meinen Plan entwickeln und umsetzen will, oder ob ich dazu beitragen möchte, dass die Menschen, die unmittelbar betroffen sind, ihre Idee, ihren Plan entwickeln können. Ich muss also zunächst meine eigene Motivation klären.

Das Geheimnis der innovativen Arbeit sind nicht die genialen Mitarbeitenden, sondern die Beteiligung der Betroffenen. Ein Stadtplaner meinte einmal: „Und dann habe ich einen wunderschönen Plan für den neuen Stadtteil gemacht und dann bekomme ich schon den Horror, weil das Beteiligungsverfahren beginnt. Alle meine schönen Pläne werden in Frage gestellt. Da bleibt kein Stein meiner Pläne auf dem anderen. Aber, das will ich Ihnen auch sagen: wenn Sie wollen, dass die Menschen sich in diesem Stadtteil wohlfühlen, dass sie diesen Stadtteil als ihren Stadtteil akzeptieren, dann gibt es nichts Effektiveres als sie zu beteiligen.“

■ Zuhören und Zeit mitbringen:

Um jemanden kennenzulernen, um zu hören was er möchte, muss ich vor allen Dingen hören, hören und nochmals hören, genau hinsehen, lernen und Zeit haben.

Als kleiner Junge fielen mir die Besuche gemeinsam mit meinem Vater auch deshalb leicht, weil ich nicht abgelenkt wurde. In den langsam dunkel werdenden Zimmern gab es kein Telefon, kein Handy, keinen Fernseher, kein Radio. Die einzige Beschäftigung, die ich hatte, war das Hinhören. Ich könnte Ihnen noch heute Geschichten erzählen, die ich vor circa 60 Jahren dort gehört habe. Was will mir mein Gegenüber sagen? Was höre ich und was sehe ich? Was ist die Botschaft, die hinter dem steckt, was mein Gegenüber sagt? Wo ist das Neue, das ich bis jetzt nie wahrgenommen habe? Neues muss entstehen und wachsen. Wachsen braucht Zeit. Ich zerstöre eine Pflanze, wenn ich versuche, sie in die Länge zu ziehen.

Die in früheren dörflichen Strukturen selbstverständlichen Kommunikationsorte – beim Milchholen beim Bauern, beim Einkaufen im Dorfladen, bei Besuch der Dorfschule, bei der Bearbeitung des eigenen Gartens – müssen neu geschaffen

werden. Bei den Feiern des Lebens und dem Erleben des Todes gab es immer ein Zusammentreffen. Dies ist nicht mehr selbstverständlich. Folgende kreative Ideen mögen als Anregungen dienen:

Die „Herzessprechstunden“

Eine pensionierte Lehrerin sprach mit einem ihr bekannten Arzt darüber, dass sie gerne als freiwilliges Engagement anderen vorlesen wolle. Sie wisse aber nicht, wo und wie sie an diesem Angebot Interessierte finden könne. „Ach, weißt Du“, sagte der Arzt, „das ist gar nicht schwer. Als Raum stelle ich Dir mittwochs nachmittags mein Wartezimmer zur Verfügung und ich habe einige Patienten und Patientinnen, die kommen gerne zu mir, um zu reden. Eigentlich habe ich gar keine Zeit dazu. Ich könnte denen einfach den Nachmittag mit Dir in meiner Praxis ‚verschreiben‘. Dann hättest du schon



Die neugotischen Türme der Klosterkirche St. Trinitatis in Neuruppin.
Foto: Barbara-Maria Vahl

4 Scharmer, Otto, Theorie U. Von der Zukunft her führen: Presencing als soziale Technik, Heidelberg 2014.

einige Zuhörer und Du kannst ja hierfür auch noch Plakate gestalten.“ Diese Geschichte erzählte die Frau bei einer Fortbildung. Ein Teilnehmer war so fasziniert von dieser Geschichte, dass er sie weitertrug und eine kleine Gruppe um sich scharte, die diese Idee aufgriff und weiterentwickelte. Sie wurde zur „Herzenssprechstunde“. Auf dem Hintergrund der Erfahrung, dass es nicht einfach ist, mit Menschen über ihre Herzensangelegenheiten zu sprechen, entwickelte diese Gruppe ein einfaches Verfahren, wie eine solche Herzenssprechstunde aussehen könnte.

Das Angebot versteht sich als Kulturprogramm. Es basiert auf Methoden der Biografiearbeit und grenzt sich ausdrücklich gegen therapeutische Gesprächsangebote ab. „Wenn wir als reife Menschen Lebensthemen vertiefen, ist das doch ganz normal. Da müssen wir doch nicht immer einen Therapeuten an unserer Seite haben!“, formuliert eine Mitstreiterin, wohl wissend, dass es auch Krisensituationen geben kann, in denen Menschen professionelle Hilfe benötigen. Für die Herzenssprechstunden wurde eine Art Leitfaden erarbeitet, der die insgesamt sechs Treffen strukturiert und den Freiwilligen ein kreatives Konzept an die Hand gibt. Wichtiges Arbeitsmaterial ist hierbei der Herzenskoffer.

Er enthält – in Anlehnung an die berühmte Montessori-Pädagogik – eine Fülle von Sinnesmaterial rund um das Thema Herz, das im Hinblick auf die jeweilige Zielgruppe sorgfältig ausgewählt und zusammengestellt wird. Dazu können gehören: Lebkuchenherzen, Schlagertexte, Glanzbilder, Liebesromane, Süßigkeiten, Kinderzeichnungen, Parfüms, aber auch Essays, Gedichte, Aphorismen, Bibelsprüche und vieles mehr. Die Herzenssprechstunden werden immer von zwei Freiwilligen geleitet; es nehmen maximal acht Personen teil. Bei jedem Abschlusstreffen wird gemeinsam überlegt, wie man sich gegenseitig bei der Realisierung von Herzenswünschen unterstützt und wie und wo man die neu geknüpften Kontakte weiter pflegen könnte. Sie verstehen sich dabei als Keyworker, als Türöffner und Brückenbauer, die Interessierte auch zu anderen Einrichtungen und Projekten weitervermitteln.

Die Entstehung des Projektes „Kultur auf Rädern“

„Was passiert, wenn Menschen älter werden und nicht mehr an Kulturveranstaltungen teilnehmen können?“ fragt eine Teilnehmerin bei einer Veranstaltung zum Thema „Älterwerden“. „Dann müsste es Kultur auf Rädern geben so wie es Essen auf Rädern gibt. Kultur ist ja auch ein Lebensmittel wie das Essen, nur für die Seele“, sagt eine andere. Die Seminarleiterin,

meine Kollegin Karin Nell, griff die Idee auf und schon war die Idee zu einem neuen Projekt geboren.

Grundidee von „Kultur im Koffer“ ist es, die Lebenssituation alter, in ihrer Mobilität eingeschränkter, oft vereinsamter Menschen durch einen innovativen Kultur-Besuchsdienst zu verbessern. Dies soll mit der Entwicklung neuer Aufgabenfelder für aktive Menschen in der nachberuflichen Lebensphase verbunden werden.

Menschen, die aus dem Berufsleben aussteigen, zeigen ein großes Interesse an kulturellen Beschäftigungen und legen großen Wert darauf, in ihrer neuen Lebenssituation Menschen mit gleichen Interessen kennen zu lernen. Diese Zielgruppe soll dazu motiviert und qualifiziert werden, mobile Kulturangebote zu entwickeln und diese zu Menschen zu bringen, die nicht (mehr) in der Lage sind, Kultureinrichtungen aufzusuchen, die aber gleichfalls ein großes Interesse an Kultur und Kontakten haben. Kultur wird hierbei als wichtiges „Lebensmittel“ aufgefasst, das wie „Essen auf Rädern“ zu den alten Menschen gebracht wird. Die Erfahrungen zeigen, dass die Beschäftigung mit Kunst und Kultur erheblich zur Verbesserung oder Aufrechterhaltung von Lebensqualität im Alter beitragen kann.

Die Erfahrungen zeigen auch, dass sich aktive Menschen im Ruhestand für die neue Form des Besuchsdienstes eher als für die klassischen Besuchsdienste zur freiwilligen Mitarbeit bewegen lassen: Erstens weil sie darin einen erheblichen eigenen (Lern-)Gewinn sehen und zweitens, weil sie – im Sinne sozialer Vorsorge – die Bedeutung eines solchen Angebotes für ihr eigenes Leben im hohen Alter erkennen.

In der ersten Phase wurden viele verschiedene Koffer entwickelt: der Koffer der sechziger Jahre, der Gedichtekoffer, der virtuelle Spaziergang durch die Museen der Welt, der Modekoffer der 70er Jahre, der Koffer der bergischen Tafel, der Theaterkoffer. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Mit diesen Koffern sind die Entwicklerinnen in Altenheime, in Privatwohnungen gegangen. Die Besuchten konnten wiederum Menschen hinzu einladen, zum Beispiel ihre Nachbarn, ihre Verwandten und sie konnten gemeinsam die Zeit und die Gespräche genießen.

Ich stelle Ihnen im Plenum jetzt noch einmal ein paar Fragen und bitte Sie, in kleinen Murmelgruppen fünf Minuten lang zu der Frage Stellung zu nehmen: Was brauchte ich, um mich in meinem Wohnumfeld wohler zu fühlen? Was brauchten meine Nachbarn in unserem Wohnumfeld, damit sie sich wohler fühlen könnten? Was könnte ich dazu beitragen?

Anregung, im eigenen Kontext Neues entstehen zu lassen

Wie entsteht Neues? – Nach der Klärung der eigenen Motivation und dem Hinsehen, Hinsehen, Hinsehen, dem Hören, Hören, Hören, zieht man sich zurück, mit einem Team, mit einer Gruppe und begibt sich an Orte, die für die Fragestellung relevant sein könnten. Es können auch Menschen sein, die für die Fragestellung brennen.

- Wir gehen bisweilen mit unseren Seminarteilnehmenden in Museen und geben ihnen den Auftrag, ein Bild, eine Skulptur zu suchen, das/die für die Fragestellung relevant sein könnte.
- Oder als es um das Thema Pflege ging, haben sich Teilnehmende in ein Pflegezimmer begeben und im „Probefliegen“ wahrgenommen, welche Perspektive schwerstpflegebedürftige Patienten haben. Kann ich als laufender, aufrecht sitzender Menschen überhaupt die eingeschränkte Perspektive dieser Menschen wahrnehmen? Was kann man gegen diese Einschränkungen tun?
- Neulich haben sich Seminarteilnehmende zu einem Akupunkteur begeben und ihn gefragt, wie er bei Schmerzen vorgehe? Sie wollten es wissen, weil ihnen in ihrem Stadtteil einiges „Schmerzen bereite“. Er höre sich genau an, wo die Schmerzen seien und suche sich dann zwei oder drei Punkte, an denen er eine Nadel ansetze, sagte er. Es muss nicht immer alles neu gemacht werden. Neues kann auch entstehen, wenn nur zwei kleine „Stiche“ den Schmerz bekämpfen. Wo sind die Schmerzorte in meinem Dorf, in meiner Stadt? Wo muss ich mit der Nadel ansetzen?

Otto Scharmers Rat:

- Meditiere. Geh' an einen Ort der Stille und lass das innere Wissen entstehen. „Was ist die zukünftige Möglichkeit, die sich hier realisieren will?“



Gerrit Heetderks, Leiter des Evangelischen Erwachsenenbildungswerkes Nordrhein und Geschäftsführer des Evangelischen Zentrums für Quartiersentwicklung, Düsseldorf. Der Diplom-Pädagoge, diplomierte Ehe- und Lebensberater und Coach begann seine berufliche Laufbahn im Kirchenkreis Recklinghausen, war dort zunächst Jugendreferent, dann Referent für Erwachsenenbildung.

Wir haben uns bei der Entstehung unseres Zentrums einen Tag lang zurückgezogen und uns gefragt, welche biblischen Texte, welche Erzählungen uns wichtig sind? Wir sind an diesem Tag auf die Geschichte von der Speisung der 5000 gekommen. Diese Geschichte hat uns damals noch einmal sehr beeindruckt, weil sie uns vor Augen geführt hat, wie mit den vorhandenen Potenzialen (fünf Brote und zwei Fische) alle satt geworden sind. Wir haben es uns deshalb auf die Fahnen geschrieben, mit dem, was da ist, zu arbeiten. Wir werden nicht die „Rettungsprogramme“, die Versorgungssysteme von außen nutzen oder einfordern, sondern wir werden mit den reichlich vorhandenen Ressourcen arbeiten. Es kommt auf eine neue Haltung an.

Gerne würde ich Sie jetzt noch fragen, über welche fünf Brote und zwei Fische Sie verfügen, die Sie selbst und andere Menschen auch satt machen könnten.

- Wir haben das bei der sozialen Netzwerkarbeit erlebt, die wir seit 20 Jahren in NRW mit anderen zusammen entwickelt und unterstützt haben. Im ländlichen Raum in eine Kirchengemeinde im Münsterland kommen wöchentlich über 350 Menschen 50+ in über 25 Gruppen zusammen, um miteinander zu arbeiten, zu lesen, zu schneiden, Kultur zu erleben.
- Starte ein kleines Modellprojekt, in dem das Neue sichtbar wird. Entwickle einen Prototyp!

Es geht nicht darum, alles umzukrempeln, sondern eine kleine Idee umzusetzen in der Gewissheit, dass dies die erste Pflanze ist, aus der viele neue Pflanzen entstehen können.

- Integriere das Neue!

Natürlich braucht das Neue auch Schutz, um wachsen zu können. Es geht also um die helfenden, institutionellen Strukturen, die aufzubauen sind. Denn: Ganz allein geht man ein.

Einführungstext

Gesprächsrunde Netzwerkarbeit vor Ort

Volker Amrhein

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Podiums stellten am Beispiel ihrer jeweiligen Arbeitsfelder die Chancen und Hindernisse sozialräumlicher Kooperationen dar.

Kerstin Schmitz präsentierte das Konzept des Florinshofs der Gemeinde Gillenfeld, eines betreuten Wohnprojektes, das sich bereits vom Entwurf her am Leitbild der Sorgenden Gemeinschaft orientiert und die Zusammenarbeit mit pflegenden Angehörigen im Pflege-Mix anstrebt. Es steht im Kontext des kommunalen Gesamtentwurfs der „Gesunden Verbandsgemeinde Daun“, die sich den Prinzipien der Salutogenese verpflichtet sieht.

Martin Polenz erläuterte einen durch den Bürgermeister der Stadt Arnsberg im Sauerland angeregten Netzwerkprozess, den ein konzertiertes Vorgehen von Gemeinde, Wohlfahrtsverbänden, Vereinen und lokaler Wirtschaft begründete, das sich der Zukunftsperspektive einer wachsenden Zahl von an Demenz erkrankten Mitbürgerinnen und Mitbürger widmete. Gemeinsam entwickelten die Akteure in einem einjährigen Vorbereitungsprozess ein überzeugendes Konzept, das von der Robert Bosch Stiftung finanziert wurde.

Maren Heincke sprach über Notwendigkeiten, das Zusammenspiel zwischen kommunalen Vertreterinnen und Vertretern und der Zivilgesellschaft in Als-ob-Situationen vorzudenken und vorzubereiten. Die sozialräumliche Orientierung bedürfe einer Probe-Situation, die Rollen, Zuständigkeiten, Zuschreibungen und Situationen geteilter Verantwortung zunächst simuliere um sie begreifbarer zu machen.

Margarete Reinel referierte das durch die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau angeregte Programm DRIN: Dabei sein – Räume entdecken – Initiativ werden – Nachbarschaft leben. Voraussetzung für die Vergabe der Projektmittel in der Gesamthöhe von 3 Millionen Euro ist eine partnerschaftlich getragene Projektidee. Kirchengemeinden, Dekanate, regionale Diakonische Werke und Einrichtungen haben die Möglichkeit, gemeinsam mit anderen Akteuren vor Ort, Angebote zu entwickeln, um wachsender Armut und zunehmender Ausgrenzung von Menschen konkrete Maßnahmen entgegenzusetzen.

Aus technischen Gründen konnten nicht alle Beiträge und Materialien unserer Referentinnen und Referenten sowie Workshopleiterinnen und Workshopleiter abgedruckt werden. Die Sammlung der in diesem Text nicht berücksichtigten Dokumente finden Interessierte auf der Homepage: www.wirsindnachbarn-alle.de/neue-allianzen.

Fachstelle Zukunft Alter¹

Martin Polenz

Die Stadt Arnsberg stellt sich den Herausforderungen des demografischen Wandels. Mit dem Konzept „Langes und gutes Leben in Arnsberg“ reagiert die „Fachstelle Zukunft Alter“ auf die veränderten Bedürfnisse des gesellschaftlichen Zusammenlebens als soziale Stadt für alle Generationen.

Die zentralen Handlungsfelder dieses Konzeptes sind:

- Förderung des aktiven Alterns
- Ermöglichung des lebensbegleitenden Lernens
- Unterstützung von bürgerschaftlichem Engagement im Alter
- Gesundheitsförderung
- Berücksichtigung der Bedürfnisse älterer Menschen in der städtischen Entwicklung
- Förderung der Chancengleichheit
- Anregung von Kooperationen zwischen verschiedenen Partnern und
- Förderung der Solidarität und Zusammenarbeit zwischen den Generationen.

Bei den umsetzenden Akteuren handelt es sich um Partner aus der kommunalen Verwaltung, der Freien Wohlfahrtspflege, der Wirtschaft sowie der Bürgergesellschaft. Die kommunalen Maßnahmen werden in hoher Eigenverantwortung von den Impulsgebern durchgeführt.

Die kommunalen Maßnahmen orientieren sich am Leitbild der Bürgerkommune und suchen den engen Kontakt und die Kooperation aller Beteiligten. Das Gesamtkonzept basiert auf einem Ratsbeschluss der Stadt Arnsberg. Es besteht ein ständiger Wissenstransfer und Austausch in die politischen Gremien der Stadt und die Bürgergesellschaft. Dies geschieht unter anderem in Dorf- und Stadtteilkonferenzen, im Quartiersmanagement, in Zukunftswerkstätten und anderem.

Seniorinnen und Senioren, die sich engagieren möchten, finden in der „Fachstelle Zukunft Alter“ eine erste Anlaufstelle, um sich zu informieren. Sie bietet Qualifizierungsmaßnahmen, fachliche Beratung und Moderation.

Professionelle und zivilgesellschaftliche Angebote zur Unterstützung von Menschen mit Demenz werden in der „Arnsberger Lern-Werkstadt Demenz“ vernetzt, um ein möglichst engmaschiges Netzwerk um die Menschen mit Demenz und ihre Lebenswelt zu knüpfen – mit einem Schwerpunkt auf Generationen verbindenden Projekten.

¹ Weitere Informationen unter: <http://www.arnsberg.de/zukunft-alter/> (Abruf am 23.09.2016).



Martin Polenz, Dipl. Geograph, Programmverantwortlicher und Projektleiter. Als Geograph mit den Schwerpunkten Demographie und Stadtforschung ist er besonders mit Fragenkomplexen betraut, die die kommunale (Mit-)Gestaltung des Alltags einer älter werdenden Bevölkerung betrifft. Er verantwortete das Projekt „Lern-Werkstadt Demenz“ in Arnsberg, wo er als Referent in der Fachstelle Zukunft Alter wirkt.

Einführungstext

Charta der kommunalen Solidarität

Volker Amrhein

Don Camillo und Peppone im Eichsfeld

Im Eichsfeld finden seit einiger Zeit regelmäßige „Camillo und Peppone-Treffen“ statt. Einladende ist Regina Meyer, Demografiebeauftragte des Landkreises Göttingen, die Kirche für eine tragende Säule der Dorferneuerungsprozesse hält. Die Initiative verdankt sich dem Demografiebeirat, dem Propst Bernd Galluschke und auch Vertreter der evangelischen Kirche angehören. Gemeinsam wurde überlegt, wie Strukturen geöffnet werden können. Dabei entstand die

Idee, zwei- bis dreimal im Jahr Bürgermeisterinnen und Bürgermeister, Pastöre, Pfarrerinnen und Pfarrer sowie Engagierte einzuladen. Bei den Treffen tauschen sich die Akteure aus den Dörfern untereinander aus. Sie haben eine Selbstverständniserklärung erarbeitet, auf die sich kirchliche wie politische Gremien verständigt haben.

Hier Text der Charta:

<http://kiz-online.de/content/wenn-peppone-auf-don-camillo-trifft%E2%80%89%E2%80%A6>

Charta der kommunalen Solidarität¹

Duderstadt, Gieboldehausen, Radolfshausen – Kirche und Politik Hand in Hand

Regina Meyer

Unsere Vision

Menschen aller Weltanschauungen, die sich erfinderisch einsetzen, um effektiv den demografischen Wandel (und auch die Integration von Flüchtlingen) zu gestalten, ziehen im Geist der Geschwisterlichkeit an einem Strang – über die Ortsgrenzen hinweg – zum Wohl aller Bürgerinnen und Bürger.

Unsere Ziele

- Besser vernetzen
Kirchen und Kommunen arbeiten stärker zusammen und spüren ehrenamtliches Engagement auf. Es wird gesammelt – bekannt gemacht – vernetzt und gefeiert!
- Vom Wissen zum Handeln
Hintergrundwissen zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Region aus Kommunen und Kirchen wird für Dorfprozesse und Dorfprojekte genutzt.
- Wertschätzung der Ehrenamtlichen
 - Wertschätzung und Ermutigung der ehrenamtlichen Akteure
 - Vertrauen in vorhandene Aktivitäten und Würdigung: „Das ist der Rede wert!“
 - Profilierung der Region im politischen Kontext: Wer sind wir? Wir sind wer!

- Die Schwachen ins Zentrum rücken
- Glaube an sich selbst und die Kraftquellen der Region
- Kräfte frei setzen durch Synergien und Solidarität über die Dörfer hinaus
- Verbesserung des Gemeinwohles
- Feiern und Würdigen des ehrenamtlichen Engagements

Unser Weg

- a. Stärken und Schwächen der Region analysieren (Profil der Orte schärfen)
- b. Charta der kommunalen Solidarität in den Räten und Kirchengremien diskutieren und als freiwillige Absichtserklärung unterzeichnen
- c. Netzwerke auf drei Ebenen festigen und Querverbindungen und Synergien nutzen durch:
 - Dorfversammlung auf Ortsebene – unterstützt durch Orts- und Gemeinderat und Kirchenvorstand beziehungsweise Pfarrgemeinderat: offen für alle Interessierten, verlässliche Ansprechpartner, Schwerpunktthemen des Ortes sammeln, Ortsidentität stärken

¹ Freiwillige Absichtserklärung: Mit der Unterzeichnung dieser Charta geben Bürgerinnen und Bürger und Gremien ein freiwilliges Zeichen der Solidarität. Camillo & Peppone: Charta der kommunalen Solidarität im Landkreis Göttingen 20.11.2015.
Kontakt: Propst Galluschke,
Tel.: 05527 847-421, bernd.galluschke@kath-kirche-untereichsfeld.de
Demografiebeauftragte Meyer,
Tel.: 0551 525-805, Meyer.R@landkreisoettingen.de.

- Gebietsforen: thematische Foren für alle Bürgerinnen und Bürger in den Gemeinden: die Menschen lernen sich persönlich kennen
- „Don Camillo und Peppone“ – gemeindeübergreifender Rahmen im Osten des Landkreises Göttingen (Stadt Duderstadt, SG Gieboldehausen, SG Radolfshausen)

Unsere Aktionen

- Don Camillo und Peppone organisiert einen Tag der Zivilgesellschaft als Start für eine regelmäßige, jährliche Vollversammlung im östlichen Landkreis Göttingen, gestaltet als Fest mit Themenspots.
- Kirche und Kommunen führen jährlich eine Vollversammlung der Gebietsforen im östlichen Landkreis Göttingen durch – als moderierten gemeinde- und ortsübergreifenden Erfahrungsaustausch – zu gegenseitiger Bereicherung, für Lernen und Inspiration.
- Planung eines regionalen Projektes – mit den Ressourcen der einzelnen Gebietsforen.

Freiwillige Absichtserklärung

Mit der Unterzeichnung dieser Charta geben Bürgerinnen und Bürger und Gremien ein freiwilliges Zeichen der Solidarität.

Camillo & Peppone: Charta der kommunalen Solidarität im Landkreis Göttingen 20.11.2015

Gremium

Datum

Unterschrift

Kontakt:

Propst Galluschke, Telefon 05527 – 847 421,
bernd.galluschke@kath-kirche-untereichsfeld.de

Demografiebeauftragte Meyer, Telefon 0551 – 525-805,
Meyer.R@landkreisgoettingen.de



Regina Meyer, Diplom-Sozialwirtin, Mitbegründerin des Zeitzeugenprojektes der Freien Altenarbeit Göttingen e. V.; seit 2012 Demografiebeauftragte des Landkreises Göttingen.

Kulturelle Teilhabe selbst organisieren

Andreas Wiesner

Sehr geehrte Damen und Herren,

von Oktober 1989 bis Juni 2014 habe ich in England gelebt. Ein Grund für meinen Umzug war, dass es einfacher ist, ein Stipendium in Oxford zu erhalten, als einen Arbeitsplatz in Deutschland. Nach meinem Studium habe ich unter anderem für die Kommunalverwaltungen Cheshire County Council, Cheshire East und zuletzt für Canterbury City Council gearbeitet. Zur Arbeit mit Menschen in der zweiten Lebenshälfte kam ich, da niemand von meinen Kollegen in Crewe mit älteren Menschen arbeiten wollte, denn: „Die wissen ja schon alles“. Mich hingegen hat diese Aufgabe sehr gereizt, denn so konnte ich etwas lernen. Meine Kollegen wären wahrscheinlich früher in den Kolonialdienst gegangen.

Um zu zeigen, wie „Kulturelle Teilhabe selbst organisieren“ geht, habe ich Ihnen ein paar Dias von der Insel mitgebracht. Ich habe diese historische Technik gewählt, da Menschen heute „overpowerpointed“ sind. Irgendwie verändert die Power Point Präsentation das Gemüt. Einige kennen diese Technik noch von früher: Sommerurlaube, Dia-Abende – geliebt und gelitten ... Keine Angst, ich habe mich auf neun Dias beschränkt. Aber bevor ich fortfahre: Sind Sie reif für die Insel? Are you ready?

Zuerst ein paar Fakten zu Cheshire: Cheshire ist eine traditionelle Grafschaft im Nordwesten Englands. Die Hauptstadt ist Chester. Cheshire grenzt an die Grafschaften Liverpool, Greater Manchester, Derbyshire, Staffordshire und Shropshire und an Nord-Wales. Einige nördliche Teile der Grafschaft sind Vororte von Manchester oder Liverpool; viele der dort Tätigen pendeln aus anderen Teilen der Grafschaft.

Crewe ist eine Stadt in der britischen Grafschaft Cheshire und gehört zum Bezirk Cheshire East. Der etwa 45 km süd-/südwestlich Manchesters gelegene Ort entstand im 19. Jahrhundert aus einem Eisenbahnknotenpunkt und wuchs in der Folge zu einem der Zentren der britischen Automobilindustrie (Bentley Motors gehört jetzt dem Volkswagen Konzern) und der Schienenfahrzeugindustrie (heute Bombardier Transpor-

tation). Früher konnte man Paris in acht Stunden mit dem Zug erreichen, deshalb auch das Sprichwort „Crewe is eight hours from Paris“. Die Einwohnerzahl beträgt 67.683 (Stand: 2001). Doch zurück zum Thema: Kulturelle Teilhabe selbst organisieren. Was hat „Kulturelle Teilhabe selbst organisieren“ mit Crewe zu tun?

Am 1. Mai 2001 begann meine Arbeit für Cheshire County Council/die Grafschaft Cheshire (Partner des Bundeslandes Hessen) in der Gemeinwesenentwicklung/Community Development in Crewe. Mein Arbeitsgebiet war das West End um die Rolls Royce/Bentley Autofabrik. Um 2005 habe ich angefangen, mit Menschen in der zweiten Lebenshälfte zu arbeiten. Meine erste Aufgabe war es, Senioren nach ihren Bedürfnissen zu befragen. Seit 1997 hat die frühere Blair-Regierung die Social Exclusion Unit in No. 10 Downing Street, dem Cabinet Office (vergleichbar dem Bundeskanzleramt) etabliert.

Ich habe 2005 die „Crewe & Nantwich Senior Voice Groups“ ins Leben gerufen und offen und ehrlich gefragt, was die Lebensqualität dieser Altersgruppe verbessern würde und dann das Ergebnis der zuständigen Stelle mitgeteilt. Als Antwort erhielt ich eine Liste von Bedürfnissen, die nicht mit unseren Konsultationsergebnissen übereinstimmten. Das Ergebnis der Befragung stand offenbar schon vor der offiziellen Konsultation fest. Also haben wir an den offiziellen Vorgaben ein bisschen gearbeitet und dann unsere eigenen Aufgaben erledigt.

Dann kam das Cabinet Office 2007 auf die Idee, die Länder neu zu ordnen. Das Land Cheshire wurde 2009 in die zwei Großkreise/Bezirke Cheshire West & Chester und Cheshire East geteilt. Dies bedeutete, dass jeder Mitarbeiter von Cheshire County Council und Crewe & Nantwich Borough Council sich für die Zeit nach der Kommunalreform positionieren musste. Der Höhere und Gehobene Dienst war vollkommen mit der Reorganisation beschäftigt. Niemand jedoch interessierte sich mehr für die Arbeit mit Menschen in der zweiten Lebenshälfte. Es schien, als ob jeder damit beschäftigt war, seinen eigenen Job zu retten. So what/was solls:

Wir haben alle Fähigkeiten, die kulturelle Teilhabe selbst zu organisieren.

Unter dem Slogan: "Seniors can do it for themselves" haben die Senioren selbst losgelegt. Oder – wie es ein jüdischer Prophet des vorvorigen Jahrhunderts sagen würde: „Die Befreiung der Senioren kann nur das Werk der Senioren selbst sein.“



Hier sind die vier Aktivistinnen und Aktivisten zu sehen, die kulturelle Teilhabe selbst organisieren.

So sieht die „Graue Avantgarde“ aus:

- Adrian, der seit einem Sportunfall den Rollstuhl benutzt – ein pensionierter Polizeiinspektor.
- Dahinter Margret mit Ehemann John. Margaret besaß einen traditionellen Fisch & Chips Shop und John war Vorarbeiter bei Rolls-Royce Bentley Motors.
- Rechts neben ihm Lol, der als Mechaniker Lokomotiven baute.
- John Taylor, ein pensionierter Rittergutsverwalter, fehlt auf dem Bild.

Alles fing im Lunchclub an. Üblicherweise werden die Senioren mit einer Suppe und Sandwiches, die Freiwillige servieren, im Lunchclub verköstigt. Sie hatten die Idee: „Eigentlich

könnten wir doch selbst kochen und unseren Speiseplan selbst zusammenstellen“. Der Active Lunch Club war geboren. Die Mitglieder treffen sich alle 14 Tage in einem Community Centre (Bürgerhaus) um das Menü festzulegen. Kochbücher werden gewälzt, um mehr Abwechslung und auch mal etwas Neues in den Speiseplan zu integrieren. Die Einkaufsliste wird geschrieben und das Kulturprogramm festgelegt. Denn in der Woche darauf gibt es nicht nur eine köstliche Mahlzeit sondern auch einen After Dinner Speaker mit kulturellen Häppchen. Es gibt genug Hobbies, Berufs- und Lebenserfahrung in der Gruppe, um einen Kulturteil zu gestalten. Besonders beliebt sind die Vorträge über Rebsorten einschließlich Weinverkostung. Aber auch historische Mordfälle und die Dampfloks von British Rail stoßen auf Interesse. Manchmal werden auch Ausflüge nach dem Essen geplant. Die BBC Studios in Manchester, Theateraufführungen, Schiffshebewerke, walisische Badeorte und vieles mehr wurde schon besucht. Alles gemäß dem Wahlspruch: "Seniors can do it for themselves".



Wer seine/ihre kulturelle Teilhabe selbst organisiert, muss gut vernetzt sein. Immer wieder werden neue Mitglieder gesucht und Kontakte geknüpft. Wer weiß etwas? Woher können wir neue Impulse bekommen?

Gegenseitige Unterstützung, Freundschaft, intergenerative Orientierung, Weitergabe von Fähigkeiten – all das sind Teile des „gesunden Alterns“. Und all dies ist notwendig, um die Altendiskriminierung (Ageism) herauszufordern:

- Kein Gemeindefest findet ohne den Stand des Seniors Forum statt.
- Das Selbstverständnis, eine diskriminierte Randgruppe in einer dem Jugendkult verfallenen angelsächsischen

Klassengesellschaft zu sein, schafft Empathie für andere Randgruppen. Gruppenmitglieder können sich Vorurteile und Klassenschranken gar nicht leisten, wenn sie ihre Aufgabe gut erfüllen wollen.

- Um die Aktivitäten zu organisieren, werden alle Gaben benötigt; intellektuelles und handwerkliches Wissen und Können sind gefragt.
- Als junger Polizist hatte Adrian auch mit problematischen Teenagern zu tun. Einer von ihnen ist nach einigen Umwegen selbst Mitarbeiter der Bewährungshilfe geworden. Dieser erzählte Adrian, dass er ein ökologisches Projekt mit Jugendlichen plant. Kurzer Rede langer Sinn: am Ende haben einige Senioren mit den Jugendlichen Vogelhäuschen und Käferhotels gebaut und aufgestellt.
- Ein ehemals konservativer Stadtrat beschreibt es so: „In der Gruppe lerne ich die unterschiedlichsten Menschen kennen. Immer gibt es etwas zu lernen. Wenn ich an meine

Partei denke, das ist zu eng, da ist nichts los. Die reden über Dinge, die sie nicht kennen.“

Natürlich hat diese Offenheit auch ihre Grenzen: Einmal wurde ein Mitglied aufgefordert, wegen wiederholter rassistischer Äußerungen die Gruppe zu verlassen.



Adrian vor dem Banner der Gruppe: Erfolgreich Altern – es gibt keine Altersgrenze



Früh übt sich: 2011 hatte die Gruppe die Grundschulen der Stadt aufgerufen, an einer Kunstgewerbeausstellung zum Thema Ökologie und Recycling in der Stadtbibliothek mitzumachen. Thema und Idee wurden voller Begeisterung von den Schulen aufgenommen.



Und hier der erste Preis der Junioren: The Winner is...



Ein Beitrag einer Seniorin, der gut zeigt, wie Draht, Stoff und Wollreste verarbeitet werden können. Ich denke, der Ehemann hat etwas geholfen.



2012 fand das 60. Jubiläum der Thronbesteigung der britischen Königin Elisabeth II. (Queens Jubilee oder Diamond Jubilee) statt. Ein großes Jahr für die Gruppe, denn wenn es schon Brot (Fördermittel) und Spiele (kulturelle Aktivitäten) gibt, sind wir dabei.

Doch wie können alle Generationen sich an einem Gesamtkunstwerk beteiligen?

Warum nicht die Bäume bestricken? Ein Aufruf in der Zeitung wurde gedruckt, der schnell zu einer Medienkampagne mit viel Hype wurde. Die Bevölkerung wurde aufgerufen, Quadrate zu stricken. Seniorinnen besuchten die Schulen und gaben Strickstunden, die von den Schülern enthusiastisch angenommen wurden.

Gleichzeitig wurde ein Aufruf dafür gestartet, ob Nähmaschinen, die nicht mehr gebraucht würden, gespendet werden. Die

British-Rail und Rolls-Royce-Bentley-Motors-Pensionäre möbelten so manche alte Singer oder New Home Maschine auf.

Jeden Tag wurden mehr Wollquadrate abgegeben. Von Schulen, den Landfrauen, Sportgruppen, Kirchengemeinden und Einzelpersonen. Die Wollquadrate wurden zusammengenäht, jeder und jede in der Gruppe packte mit an. So mancher Mann saß zum ersten Mal hinter einer Nähmaschine. Mensch lernt halt immer etwas Neues in der Gruppe.

Last but not least: eines unserer nachhaltigsten Projekte: das Crook Pot Projekt. Als ich 2005 die Crewe & Nantwich Senior Voice Groups ins Leben rief, habe ich gefragt, was die Lebensqualität dieser Altersgruppe verbessern würde.



Crook Pot Projekt

Einzelne Gruppenmitglieder sagten mir, dass sie nicht jeden Tag eine warme Mahlzeit essen würden. Also wurde die Aufgabe gestellt, dass jedes Gruppenmitglied Familie, Freunde und Nachbarn in den Über-55-Generationen fragt, ob das auch bei ihnen der Fall sei und warum. Das Ergebnis war, dass dies keine vereinzelt Fälle waren. Als Gründe wurden Schwierigkeiten mit der Essenszubereitung, aber auch zu hohe Lebensmittelpreise genannt. Einige können sich nicht jeden Tag eine warme und ausgewogene Mahlzeit leisten. Viele empfanden es als entwürdigend, warten zu müssen, bis die Supermärkte um 20.30 Uhr Lebensmittel nahe dem Verfallsdatum im Preis reduzierten. Auf dem Wochenmarkt gibt es oft zähe Fleischstücke und missgeformtes Gemüse zu günstigen Preisen.

Was tun: Margaret wusste, dass Slowcooker oder Crock-Pots (Kochkisten) nach dem Krieg en-vogue waren. In Kasserollen konnte man Fleisch, Gemüse und Kartoffeln in acht Stunden auf niedrigster Temperatur zu einem Eintopf oder einer Stew kochen.

Das Nationale Gesundheitswesen NHS, die Wohnungsbau-genossenschaften, Sozialamt und Feuerwehr wurden angesprochen und Förderanträge geschrieben.

Das Konzept „Slowcooker/Crock-Pots Parties“ wurde entwickelt – vergleichbar einer Tupperware Party – auf denen

drei Mahlzeiten im Slowcooker gekocht und probiert werden. Nach der Party wird jedem Gast ein kostenloser, kleiner Slowcooker ausgehändigt.

Das ganze Projekt wurde von Senioren für Senioren organisiert: Vom Förderantrag bis zur Präsentation, über Vorführer-training einschließlich Informationen zur Lebensmittelhygiene, zu Kauf und Logistik der Slowcooker, Partyorganisation, Buchungen und so weiter. All dies war nur möglich, weil die 55plus-Generationen viele verschiedene Fähigkeiten innerhalb ihrer Gruppe beherbergen. Jeder und jede wird gebraucht. Denn – “Seniors can do it for themselves”



Andreas Wiesner, Dipl. Päd., M Phil hat nach Studien in Osnabrück, Frankfurt und Oxford in Sheffield (UK) in der Gemeinwesenarbeit in sozialen Brennpunkten gearbeitet. Zur Arbeit mit Menschen in der zweiten Lebenshälfte kam er, da sich seine Kollegen in Crewe/Cheshire weigerten, mit Senioren zu arbeiten. Begründung: „Die Wissen ja schon alles.“ Seitdem lernt er von den 55+ Generationen an der Universität des Lebens.

Einführungstext

Lokale Selbstorganisation durch multifunktionale Dorfzentren

Volker Amrhein

DORV steht für Dienstleistung und Ortsnahe Rundum-Versorgung. Das Konzept unternimmt es, in kleinen Gemeinden und Dörfern die Nahversorgung unter den heutigen Bedingungen von Markt und Wettbewerb zu erhalten. Das gelingt, indem völlig neue Wege erprobt und organisatorisch neue Ansätze gefunden werden. Das DORV-Projekt setzt dazu auf ein Fünf-Säulen Modell. Es sieht den Aufbau eines

Zentrums mit Lebensmitteln des täglichen Bedarfs vor, die mit Dienstleistungen und bürgernahen sozialen Bereichen gekoppelt, ortsnah angeboten werden. Die folgenden Diagramme stellen das Konzept mit allen Nutzen und Möglichkeiten vor.

Hier Charts und Diagramme: <http://www.dorv.de>

Lokale Selbstorganisation durch multifunktionale Dorfzentren

Christian Klems, DORV-Zentrum, Jülich-Barmen

Grundsätze der DORV (Dienstleistung und Ortsnahe Rundum-Versorgung)

Das Bündeln aller Versorgungseinrichtungen, die Bündelung im Zentrum des Siedlungsbereiches – zum Beispiel das DORV-Zentrum mitten im Dorfzentrum – sichert die betriebswirtschaftliche Grundlage einerseits, die notwendige Grundversorgung aller Bewohner andererseits. Multifunktionale Nahversorgung (Nahv@rsorge¹) ist Grundlage dafür, in der sozialen Umgebung im Dorf, im Quartier ein Leben lang leben zu können. Der soziale Profit steht hier klar im Vordergrund, was verbunden ist mit einem beginnenden, aber auch notwendigen Wertewandel in unserer Gesellschaft.

Neben Lebensmitteln, öffentlichen, halböffentlichen und privaten Dienstleistungen werden im sozialen, medizinischen, kulturellen und kommunikativen Bereich Angebote zusammengeführt, so dass sie sich auch betriebswirtschaftlich rechnen.

Multifunktionale Nahversorgung (Nahv@rsorge*) lässt den Treffpunkt im Dorf, im Quartier genau da entstehen, wo sich andere zurückziehen. Freiwilligenagenturen, Mehrgenerationenhäuser, neue Wohnformen, alternative Mobilitätskonzepte, Lieferdienste, Holdienste erhalten eine dauerhafte Existenz, weil nur in dieser neuartigen Form der Bündelung Geld verdient wird. Das schafft neben all dem bürgerschaftlichen Engagement und allen möglichen Fördermitteln die wirtschaftliche Basis, um all dies dauerhaft zu erhalten. Das ist Nachhaltigkeit. Die Kooperation mit gewerblichen Anbietern wie Pflegediensten und Wohlfahrtsverbänden verstärkt den Synergieeffekt noch.

Ökologische Aspekte, Umweltschutz, Ressourcen schonender Energiekostensteigerung trotzen, Transportwege streichen, regionale Angebote ganz bewusst mit einbinden – alles das sind Ansätze, ja Chancen.

Die regionale Wertschöpfung knüpft daran an, beziehungsweise baut darauf auf. Das Geld der Bürgerinnen und Bürger bleibt in der Region, Produktionsstätten und Arbeitsplätze werden erhalten, neue geschaffen, Transportwege werden verkürzt, Infrastruktur wird gesichert, Werte bleiben erhalten. Gesunde und frische Lebensmittel stehen zur Verfügung.

Gesunde und bewusste Ernährung – die tägliche Frische, die kurzen Wege, das Rezept an der Ladentheke, der „Kochkurs“ im DORV-Zentrum, Ernährungskurse... Kinder lernen wieder einkaufen, Kinder lernen wieder Lebensmittel schätzen.

In der bewussten und positiven Zusammenarbeit von privater Wirtschaft, öffentlicher Hand und den Bürgern liegen Chancen, alle müssen jedoch etwas ändern: Bürger sollten Abstand nehmen von ihrer „ich-orientierten Konsumhaltung“, sollten das soziale Miteinander wieder lernen. Vereine, Einrichtungen (Sport, Kultur, Soziales...) sollten ihr oft gegeneinander gerichtetes Nebeneinander aufgeben und sich vernetzen, kooperieren. Eine Freiwilligenkultur entsteht, Bürgerengagement wirkt.

Staat, öffentliche Hand, Verbände und Politik sollten loslassen und die Bürger in ihrem kreativen Tun nicht einengen, gar behindern und/ oder gesetzliche Grenzen setzen, sondern sie sollten Neues zulassen. Das kann beginnen schon bei der Auslegung bestimmter gesetzlicher Regelungen, beim Ausschöpfen des berühmten Ermessensspielraums).

Private Wirtschaft: Chancen nutzen, Kooperationen mit den anderen Partnern eingehen, miteinander kooperieren und Synergien nutzen sind Ansätze bei diesem neuen Weg der Gesellschaft, auch wirtschaftlich zu profitieren.

Bestehende Immobilien nutzen, statt neue zu schaffen, letztlich die vorhandenen Immobilienwerte sichern. Soziale und technische Infrastruktur dauerhaft erhalten. Dahinter verber-

¹ Nahv@rsorge ist eine eingetragene Marke der DORV-Zentrum GmbH.

gen sich ganz einfache Zusammenhänge. Im ländlichen Raum verlieren all diese Einrichtungen ihren Wert, während in den sogenannten Ballungsräumen die gleichen Einrichtungen neu geschaffen werden. Nicht nur volkswirtschaftlich ist dies zu hinterfragen. Auch in jedem Einzelfall kann es hier zu großen Schwierigkeiten kommen. Galt einst das Eigenheim im Grünen als Alterssicherung, sind ältere Menschen heute geradezu gezwungen, „gefangen in der Immobilie“ im Dorf zu verbleiben. Daher kann es sinnvoll sein, statt in Ballungsräumen und attraktiven Innenstadtlagen, in nachfragestarken Wohngebieten neue Immobilien und Infrastruktur Strukturen zu schaffen, die bestehenden einer neuen „wertvollen“ Nutzung zuzuführen. Neue Wohnformen für Jung und Alt bedarfsgerecht, barrierefrei, flexibel dem Bedarf anzupassen – Betreuung eingeschlossen. Das sind etwa die KITAS für die Kinder, das ist betreutes Wohnen für die älteren Menschen.

Moderne Medien und innovative Mobilitätsangebote nutzen und sinnvoll einsetzen – damit lassen sich Ansätze gestalten, gar Wohnen und Arbeiten wieder zusammenzubringen. Gerade für bestimmte ländliche Regionen liegen hier immense Chancen, die Zukunft zu sichern. Nicht jeden Tag in die Firmenzentrale zu müssen, zu Hause arbeiten zu können, gut versorgt in der Dorfmitte, bringt den Menschen einen Gewinn – ja einen Gewinn an echter Zeit – Zeit für die Familie, für den Beruf, für die Freizeit, Zeit zum Engagement für die – ja für ihre – Gesellschaft.

Babyboomer (wieder) mit einbinden – Dahinter verbirgt sich die einfache Vorstellung der Generation 55+ im sogenannten Dritten Lebensabschnitt Chancen zur Teilhabe, zum bürgerschaftlichen Engagement, zum Ehrenamt zu bieten. Sie kön-

nen sich beteiligen und können gar der jüngeren Generation mit nichtmonetären Mitteln ein wenig davon zurückzahlen, was die junge Generation aufwenden muss zur Versorgung der Babyboomer.

Eine einfache Antwort auf den demografischen Wandel. Doch auch für diejenigen, die im Alter hinzuverdienen müssen, findet sich hier ausreichend Platz zur Betätigung. Alternde Gesellschaft, sinkende Wirtschaftsleistung und steigende Schuldenstände bei Verbrauchern sind Signale, die nach Lösungen suchen, um unsere Gesellschaft zukunftsfähig zu gestalten.

Eine aktive Bürgerschaft, welche die Zusammenarbeit mit privater Wirtschaft und öffentlicher Hand aktiv mitgestaltet, mitgestalten darf, ist in der Lage, ihren Lebensraum, ihre Wohnquartiere in Stadt und Land auch beim Rückgang der öffentlichen Mittel zu gestalten.

„Sozialkapital“ ergründen – stärken und fördern, ist die Chance der Bürgerinnen und Bürger. Dazu gehören alle! – Jung und Alt zusammenzubringen, soziale Verantwortung übernehmen – ein Miteinander im Alltag – bieten Lösungsansätze. Die Vernetzung bestehender Vereine und Aktivitäten, von Kirchen und sozialen Einrichtungen sind Bestandteile dieses Sozialkapitals.

Aber auch private Einrichtungen, bestehende Betriebe und öffentliche Einrichtungen tragen durch Kooperation, Integration und Vernetzung dazu bei. Hierbei sind die Vereinsdichte und das damit einhergehende Engagement der Bevölkerung ein zuverlässiger Indikator.



Christian Klems, Dipl. Ing., 1979-2009 verschiedene Aufgabenbereiche/Führungspositionen bei der Deutschen Telekom; seit Oktober 2004 Ortsvorsteher der Gemeinde Welldorf; seit Oktober 2009 Mitglied des Stadtrates der Stadt Jülich, Stellvertretender Bürgermeister der Stadt Jülich.

Podiumsdiskussion

„Kommunen im Fokus der Pflege“ – Zu Risiken und Nebenwirkungen gemeinsamer Verantwortung

Volker Amrhein

Den Abschluss der Veranstaltung bildete eine Podiumsdiskussion, die eingeleitet wurde durch einen Impulsvortrag von Dr. Edgar Franke MdB zur aktuellen Gesundheitsreform.

Teilnehmer waren Prof. Dr. Stephan Beetz, Hochschule Mittweida, Jens-Peter Kruse, Vorstandsvorsitzender der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit EAfA, Bürgermeister Jörg Müller, Gemeinde Knüllwald und Thomas Pfundstein, Servicestelle für kommunale Pflegestrukturplanung und Sozialraumentwicklung der Landeszentrale für Gesundheitsförderung in Rheinland-Pfalz.

Die Diskutanten stellten ihre Sichtweisen zu Rolle und Aufgaben der Kommunen vor, die im Kontext der Pflegestrukturplanung und Pflegestärkung besonders betont werden.

Moderatorinnen: Dagmar Jung, Referat Altenhilfe und Barbara Heuerding, Referat Krankenhauswesen und -recht der Diakonie Hessen.

Der abgedruckte Beitrag dokumentiert Auszüge eines Positionspapiers, das Stellung zur Pflege- und Versorgungspolitik bezieht, wie sie im 7. Altenbericht formuliert wird. Er plädiert für erweiterte Handlungsmöglichkeiten der Kommunen, die Gegenstand der Diskussion waren.

Lokale Seniorenpolitik vor großen Herausforderungen

Jens-Peter Kruse

Auszug aus: Zehn Thesen zu dem von der Bundesregierung in Auftrag gegebenen Siebten Altenbericht „Sorge und Mitverantwortung in der Kommune – Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften“¹

Vorbemerkung

Dass die Altenpolitik vor großen Herausforderungen steht, ist unbestritten. Dass die Kommunen in besonderer Weise gefordert sind, ist offensichtlich. Ob neue Wohnformen oder generationenfreundliche Quartiere, lebendige Nachbarschaften oder ein barrierefreier öffentlicher Personennahverkehr – das alles muss in den Kommunen realisiert werden. Sie sind nicht nur der Ort, an dem die Folgen des demografischen Wandels und die Auswirkungen der sozialstrukturellen Veränderungen für die Menschen täglich spürbar sind, sie sind auch der Ort, an dem neue Wege erprobt und gegangen werden müssen. Hier werden die Bedarfe und Bedürfnisse der Menschen nicht nur artikuliert, hier wird auch konkrete Abhilfe erwartet. In den Kommunen verfügt man über die notwendigen Kenntnisse der Strukturen, der Akteure und der örtlichen Lebensverhältnisse. Die Kleinräumigkeit und Ortsbezogenheit gebietet es daher, den Kommunen die Federführung bei der Planung einer sozialraumorientierten Altenhilfe zu übertragen. [...]

These 4. Das bürgerschaftliche Engagement ist freiwillig und unverfügbar.

Das dem Siebten Altenbericht zugrunde liegende Konzept der „Caring Community“ geht von der nachvollziehbaren Annahme aus, dass die Herausforderungen des demografischen Wandels nicht allein durch staatliche Versorgungs-



Offene Kirche Linum

Foto: Barbara-Maria Vahl

leistungen zu bewältigen sind. Gesucht wird nach einem sinnvollen und konstruktiven Verhältnis von öffentlicher, zivilgesellschaftlicher und privater Verantwortung und Gestaltung. Dabei hat man vor allem die sogenannten „jungen Alten“ im Blick. Die Frage ist jedoch, ob diese den an sie gerichteten Erwartungen entsprechen werden. Sicher, viele Ältere suchen für sich eine sinnvolle Aufgabe, wollen sich nützlich machen und gebraucht werden, beziehungsweise engagieren sich

¹ Die zehn Thesen wurden verfasst von Jens-Peter Kruse, Vorsitzender der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit in der EKD. Vollständig unter: https://www.ekd.de/eafa/download/Das_Thema_Lokale_Altenpolitik_10_Thesen_.pdf (Abruf am 23.08.2016).

bereits sehr stark familiär. Aber genauso sicher ist auch, dass sie sich nicht als Ausfallbürgen für nicht mehr bezahlbare staatliche Aufgaben in die Pflicht nehmen lassen. Die Altenberichtscommission wird deshalb den schmalen Grat zwischen einem bürgerschaftlichen Engagement für sorgende Gemeinschaften und einer Instrumentalisierung der Freiwilligenarbeit genau definieren müssen.

These 5. Seniorenpolitik ist als Teil einer umfassenden Sozialpolitik immer auch Generationenpolitik.

Als Teil der Sozialpolitik hat Seniorenpolitik die Bedürfnisse und Bedarfe aller Altersgruppen im Blick zu haben, denn ohne die Berücksichtigung der Auswirkungen auf die folgenden Generationen und das Generationenverhältnis läuft die Seniorenpolitik Gefahr, eine reine Klientelpolitik zu sein. Für ein solches Konzept ist es eher hinderlich, dass durch einen Altenbericht die Notwendigkeit von Quartiersentwicklung und die Schaffung sorgender Gemeinschaften auf die sozialpolitische Agenda gesetzt werden. Denn die von der Altenberichtscommission formulierte Aufgabe ist nur gesamtgesellschaftlich und generationsübergreifend zu lösen. Für die Kommunen entsteht daraus die besondere Herausforderung, gerade auch jüngere Menschen für das Vorhaben zu gewinnen.

These 6. Kommunale Seniorenpolitik ist nur ressortübergreifend als Querschnittsaufgabe zu gestalten.

Altenhilfeplanung hat interdisziplinär und unter Einbeziehung aller zuständigen Verwaltungseinheiten zu erfolgen. Dies ist für nicht wenige Kommunalverwaltungen eine Herausforderung. Altersgerechtes Wohnen, Quartiersentwicklung, Förde-

rung von Nachbarschaft und Selbsthilfe, ambulante und stationäre Hilfen und fußläufig erreichbare Nahversorgung sind ohne das Zusammenwirken der Bereiche Bau, Wirtschaftsförderung, Verkehrsplanung, Gesundheit und Soziales nicht zu realisieren. Gelingen kann dies nur, wenn die Steuerung dieser Zusammenarbeit in der Verwaltungshierarchie möglichst hoch angesiedelt ist.

These 7. Partizipatorische Sozialplanung geschieht nicht für, sondern mit den Menschen.

Die Umsetzung eines modernen Konzeptes kommunaler Sozialplanung ist ein anspruchsvolles Vorhaben. Sie erfordert eine aktivierende, serviceorientierte, schlanke und bürger-nahe Verwaltung. Diese sollte freiwilliges Engagement nicht als Störfaktor ansehen, partnerschaftlich mit den Akteuren der Bürgerschaft zusammenarbeiten und in der Lage sein, den Diskussionsstand eines Planungsprozesses öffentlich zu kommunizieren. Dabei geht es nicht nur um die Kooperation mit Verbänden und Einrichtungen, Kirchengemeinden und Initiativen. Es geht um die direkte Beteiligung von Bürgerinnen und Bürgern an der Zielfindung, Planung, Entscheidung und Umsetzung von Vorhaben. Schließlich sollen sie das Konzept der „sorgenden Gemeinschaft“ leben. [...]

Zusammenfassung

Die Kommune wird zukünftig in der Seniorenpolitik an Bedeutung gewinnen. Sie wird dies vor allem dann, wenn sie die Altenhilfe als eine Pflichtaufgabe wahrnimmt und ihr dabei eine größere Gestaltungsfreiheit gewährt wird. Erfolgreich wird sie vor allem dann sein, wenn sie Seniorenpolitik als generationenübergreifende Politik versteht und das Soziale mit allen Beteiligten gemeinsam gestaltet.



Jens-Peter Kruse, Diakon und Diplompädagoge, leitete bis 1992 den Fachbereich Männerarbeit im Haus kirchlicher Dienste in der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover. Dem Vorstand der Männerarbeit in der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) gehört er seit 1993 an. Als Vorsitzender des hannoverschen Landesausschusses des Deutschen Evangelischen Kirchentages (DEKT) war er Mitglied in der Konferenz der Landesausschüsse und wurde von dieser zum stellvertretenden Vorsitzenden und Mitglied des Präsidiums des DEKT gewählt.

Notizen

Auszug Diakonie Texte 2014/2015/2016

- 07.2016 HILFE! Zwischen den Stühlen – Junge Menschen mit Psychischen- oder Suchterkrankungen ohne [Wohnung. Analysen](#), Forderungen und Empfehlungen für Fachdienste und Einrichtungen zur Weiterentwicklung ihrer Angebote.
- 06.2016 Pflegestatistik zum 15. 12. 2013
- 05.2016 Kirche und Diakonie in der Nachbarschaft – Neue Allianzen im ländlichen Raum
- 04.2016 Soziales Unternehmertum und aktuelle Tendenzen am Sozialmarkt – Ein Diskussionspapier für die Diakonie in Deutschland
- 03.2016 Verlässlicher Ganzttag – Ein Plädoyer für ganzheitliche Bildung und Erziehung
- 02.2016 Medizinische Rehabilitation von chronisch psychisch erkrankten Menschen – Diakonische Positionen zur medizinisch-rehabilitativen Weiterentwicklung der Gemeindepsychiatrie
- 01.2016 Junge Menschen (18 bis 27 Jahre) zwischen den Hilfesystemen – psychisch krank, suchtkrank, wohnungslos
Vorschläge zu einer umfassenden Unterstützung, Begleitung und Behandlung
- 06.2015 Einrichtungsstatistik – Regional zum 1. Januar 2014 05.2015 Zehn Jahre Hartz IV – zehn Thesen der Diakonie
Menschenwürde und soziale Teilhabe in der Grundsicherung verwirklichen
- 04.2015 Einrichtungsstatistik zum 1. Januar 2014
- 03.2015 Strategie im Vergabeverfahren
Handreichung für Diakonische Träger
- 02.2015 Gerechte Teilhabe durch Arbeit
- 01.2015 Diakonische Positionen zu einem Präventionsgesetz
- 11.2014 Arbeitsmigration und Pflege – Strategiepapier und Handreichung für Einrichtungsträger
- 10.2014 Wie sehen Sie sich selbst? Die Akteure für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Diakonie
- 09.2014 Fragen und Antworten zu den rechtlichen Handlungsspielräumen der Schuldnerberatung
- 08.2014 Finanzierung palliativ kompetenter Versorgung in stationären Pflegeeinrichtungen
- 07.2014 Positionen zur Aufnahme, Wohnraumversorgung und Unterbringung von Flüchtlingen

Liebe Leserinnen und Leser,

wir hoffen, dass wir Ihnen mit der vorliegenden Ausgabe des Diakonie Textes Informationen und inhaltliche Anregungen geben können. Wir sind an Rückmeldungen interessiert, um unsere Arbeit zu optimieren. Wir freuen uns deshalb, wenn Sie uns

1. Kommentare und Anregungen zum Inhalt des Textes zukommen lassen,
2. informieren, welchen Nutzen Sie durch diesen Text für Ihre Arbeit erfahren haben und
3. mitteilen, wie Sie auf die vorliegende Ausgabe der Diakonie Texte aufmerksam geworden sind und ob oder wie Sie diese weitergeben werden.

Ihre Rückmeldungen senden Sie bitte an die verantwortliche Projektleitung (siehe Impressum unter Kontakt).

Herzlichen Dank!
Diakonie Deutschland

Impressum

Diakonie Deutschland –
Evangelischer Bundesverband
Evangelisches Werk für
Diakonie und Entwicklung e. V.
Caroline-Michaelis-Straße 1
10115 Berlin

Verantwortlich für die Reihe:
Andreas Wagner
Zentrum Kommunikation
Telefon: +49 30 652 11-1779
redaktion@diakonie.de
www.diakonie.de

Kontakt:
Dr. Astrid Giebel
Vorstandsbüro Theologie
Telefon: +49 30 652 11-1771
astrid.giebel@diakonie.de

Volker Amrhein
Projekt Alt werden im ländlichen Raum
Zentrum Gesundheit, Rehabilitation und Pflege
Telefon: +49 30 652 11-1011
volker.amrhein@diakonie.de

Tobias Rohleder
Projektleitung Jahresthema
Vorstandsbüro Sozialpolitik
Telefon: +49 30 652 11-16 35
tobias.rohlederer@diakonie.de

Layout: A. Stiefel

Druck: Zentraler Vertrieb des
Evangelischen Werkes für
Diakonie und Entwicklung e. V.
Karlsruher Straße 11
70771 Leinfelden-Echterdingen

© November 2016 – 1. Auflage
ISBN-Nr. 978-3-94145898-7
Art.-Nr. 613003056

Die Texte, die wir in der Publikationsreihe Diakonie Texte veröffentlichen, sind im Internet frei zugänglich. Sie können dort zu nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und vielfältigt werden. Diakonie Texte finden Sie unter www.diakonie.de/Texte. Im Vorspann der jeweiligen Ausgabe im Internet finden Sie Informationen, zu welchem Preis Diakonie Texte gedruckt beim Zentralen Vertrieb bestellt werden können.

Bestellungen:
Zentraler Vertrieb des
Evangelischen Werkes für
Diakonie und Entwicklung e. V.
Karlsruher Straße 11
70771 Leinfelden-
Echterdingen
Telefon: +49 711 21 59-777
Telefax: +49 711 797 75 02
Vertrieb@diakonie.de

Benutzer des Diakonie Wissensportals können über die Portalsuche nicht nur nach Stichworten in den Textdateien recherchieren, sondern auch auf weitere verwandte Informationen und Veröffentlichungen aus der gesamten Diakonie zugreifen. Voraussetzung ist die Freischaltung nach der Registrierung auf www.diakonie-wissen.de

www.diakonie.de

**Diakonie Deutschland –
Evangelischer Bundesverband
Evangelisches Werk für Diakonie und
Entwicklung e.V.**

Caroline-Michaelis-Straße 1
10115 Berlin

Telefon: +49 30 652 11-0

Telefax: +49 30 652 11-3333

diakonie@diakonie.de

www.diakonie.de